Bibl. Mont.
766

Digitized by Google

766 Bibl. Mont.
-2

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Adam Oehlenſchläger's

Schriften.

Zweites Bändchen.

Digitized by Google

Druck und Papier
von C. Schumann
in Schneeberg.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Adam Oehlenſchläger's
Schriften.

Zum erſtenmale geſammelt

als

Ausgabe letzter Hand.

Zweites Bändchen.

Selbſtbiographie. Zweiter Theil.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.

1829.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Erſtes Kapitel. Reiſe nach Halle. . . . . . . Seite 1

Zweites Kapitel. Berlin. 10

Drittes Kapitel. Weimar. 21

Viertes Kapitel. Dresden. 34

Fünftes Kapitel. Die Schlacht bei Jena. 48

Sechſtes Kapitel. Paris. 57

Siebentes Kapitel. Von dramatiſcher Poeſie. . . . 26

Achtes Kapitel. Aufenthalt in Paris. 74

Neuntes Kapitel. Würtemberg; die Schweiz. . . . 86

Zehntes Kapitel. Coppet und Genf. 97

Elftes Kapitel. Reiſe nach Italien. Simplon. Turin. Mailand. 102

Zwölftes Kapitel. Reiſe durch Bologna und Florenz nach Rom. 120

Dreizehntes Kapitel. Rom. 137

Vierzehntes Kapitel. Correggio. 144

Funfzehntes Kapitel. Abſchied von Rom. Livorno. Piſa. . 153

Sechzehntes Kapitel. Heimreiſe. 161

Siebzehntes Kapitel. Ueberblick meiner letzten zwanzig Jahre. 164

Digitized by Google

Selbſtbiographie

des

Verfaſſers,

bis zu ſeinem dreißigſten Jahre.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Reiſe nach Halle.

Mit hundert Thalern in der Taſche, die mir mein Vater gegeben hatte, ſchiffte ich mich im Anfange Auguſt 1805 aufs Packetboot ein, um nach Kiel zu reiſen. Ich fürchtete ſeekrank zu werden, wie ich es auf der kleinen Langelandsreiſe über den großen Belt geweſen war. Auf dem Belte werden aber mitunter Seeleute krank, die ohne Uebelkeiten ſonſt die ganze Welt umſchiffen; weil die Flut und der Wind dem Waſſer da eine doppelte hämiſche Bewegung gibt. Diesmal wurde ich nicht krank, denn wir hatten gar keinen Wind. Den erſten Tag kamen wir beinahe nicht vom Fleck, den zweiten auch nicht. Das Verdeck war voll Juden und armer Leute, die jetzt ſchon ihren Proviant verzehrt hatten, und nach Caſtrup auf Amac ſegeln mußten, um mehr zu bekommen. Sechs Tage dauerte die kleine Reiſe von Kopenhagen nach Kiel. Wie viel Stoff zum Erzählen fur einen Geert Weſtphaler! Es befand ſich eine Truppe franzöſiſcher Schauſpieler auf dem Schiffe, die in Kopenhagen Comödien aufgeführt

Digitized by Google

hatten. Der Sohn des einen, der kleine Theodor, ein allerliebſter Knabe, ſprach auch ſchwediſch, und ſchnitt ſehr niedliche Figürchen aus Papier, die er mir zum Andenken verehrte, wogegen ich ihm wieder eine kleine Brieftaſche gab.

Ich ſchreibe hier keine Reiſe, ſondern mein Leben, und werde mich deshalb wohl hüten, dem Leſer von jedem Orte Nachricht zu geben, wo ich übernachtet und durchgefahren bin. Nur wo ein kleiner merkwürdiger Zug ſich dem Gedächtniſſe eingeprägt, werde ich verweilen. So ſah ich in Braunſchweig zum erſtenmale den erſten Akt des ſchönen Waſſerträgers von Cherubini, franzöſiſch aufführen. So ſah ich in Halberſtadt zum erſtenmale ein katholiſches Kloſter. Ein guter, freundlicher Bruder zeigte mir alles, und meine lebendige Theilnahme und Aufmerkſamkeit fiel ihm auf. Ich vergaß ganz den Poſtwagen; glücklicherweiſe hörte ich das Horn vor der Kirchenthüre ſchmettern, und mußte die kühlen Hallen und die alten Bilder verlaſſen, um wieder in der heißen Lebensſonne zu fahren.

Ein Mitreiſender intereſſirte mich, weil ich bei ihm, ſeiner eigenen Erzählung nach, unzählige Vollkommenheiten entdeckte. Er war Officier geweſen, war in Smyrna und Sibirien geweſen, war Poet, und hatte Goethe, Schiller und Wieland zu Lehrern gehabt. Goethe hatte ſeine Romanze: „der Sänger,“ einmal gedichtet, als er ihn die Mandoline hatte ſpielen hören. Er war Philoſoph und lieferte Recenſionen in verſchiedene Blätter; ſein eigentliches Fach war die Philologie, doch komponirte er auch. Er wollte ſeine Familie beſuchen, die er ſeit Jahren nicht geſehen hatte; und immer, wie er näher kam, merkte man mehr ſeine natürlichen Gefühle, als ſeine phanta-

Digitized by Google

ſtiſchen Vollkommenheiten. Zuletzt war es ein recht natürlicher, lieber Menſch.

Nach Quedlinburg reiſte ich mit einer ganzen Familie: Vater, Mutter und einige allerliebſte Kinder. Der Mann war, glaub ich, Poſtmeiſter in Quedlinburg geworden. Keiner von ihnen war noch dort geweſen. Jetzt ſollten ſie da wohnen, ihre alte Heimath, wo die Kinder geboren waren, hatten ſie auf immer verlaſſen. Aber wo eine glückliche Familie zwiſchen vier Wänden zufrieden leben kann, da iſt ſie bald wieder zu Hauſe. Es ſchien, als habe der Vater viel bei dieſem Tauſche gewonnen, und ſie waren alle heiter und vergnügt. Es war ein ſchöner Abend. „Sieh, Vater," rief der kleine Knabe, als wir uns der Stadt näherten; „da ſind die Thürme von Quedlinburg!" Ich, der ich viel Sinn für häusliche Freude habe, der wie ein armer Vogel, jetzt mein eigenes Neſt verlaſſend, auf fremdem Zweige ſaß, mir war es natürlicherweiſe äußerſt angenehm ein ruhiges, idylliſches Glück auf dem Poſtwagen, und ein angenehmes Stillleben im Staube der Heerſtraße zu finden. So verdenkt es mir gewiß auch kein Leſer, daß ich in Quedlinburg, mit Anderer Freude beſchäftigt, nicht blos meinen eigenen Kummer, ſondern auch meinen eigenen Koffer vergaß, welchen Verluſt ich erſt am folgenden Tage in Halle entdeckte.

Steffens war mit ſeiner Frau in Gibichenſtein bei Reichardts. Ein alter Bedienter ſagte mir, ſie erwarteten mich alle dort. Ich ſchrieb gleich einen Brief nach Quedlinburg, um meinen Koffer wieder zu bekommen, der Bediente lieh mir ein reines Halstuch, und ſo mußte ich im Reiſekleide vom Poſtwagen, wie ich Nacht und Tag gefahren war, meinen Einzug bei Reichardts halten.

Digitized by Google

Sie empfingen mich alle ſehr freundlich. In Gibichenſtein waren die Steffens alle Sonntage. Schleiermacher war auch da, deſſen Bekanntſchaft ich gleich machte. Reichardt war etwas kalt und zurückhaltend, aber ſehr höflich; ſeine Töchter kamen mir, wie Hanna, ſchweſterlich entgegen; die Frau war ſtill und ſanft. So war ich, im ſchönen Gibichenſtein, wo Reichardt mit vielem Geſchmack einen großen Garten angelegt hatte, bald wie zu Hauſe. Des Abends muſicirte der Vater mit den Töchtern, wobei Luiſens Stimme ſich beſonders gut ausnahm; wenn ſie des Vaters Compoſitionen zu Goethes Liedern, oder alte Kirchenlieder von Leonardo Leo ſangen. Luiſe war wehmüthig und ſchwärmeriſch; ihr Bräutigam, ein talentvoller Maler, war in Rom geſtorben; alles was ſie noch von ihm beſaß, war eine kleine gute Copie von Rafaels Transfiguration, welche über dem Fortepiano hing; und da ließ ſie denn oft ihre großen, braunen Augen, (das einzige Schöne, nebſt einer edlen Geſtalt, was ihr die ſchlimmen Blattern übrig gelaſſen hatten) auf dem zum Himmel ſchwebenden Chriſtus ruhen, während ſie die altkatholiſchen Hymnen ſang. Ihre Schweſter, ein roſenwangiges Mädchen mit ſchönen, blonden Haaren und blauen Augen, ward kurz darauf mit Karl von Raumer verſprochen; mit welchem talentvollen, kenntnißreichen Jünglinge ich bald Freund ward. Sophie war noch ein halberwachſenes, hübſches Mädchen, voll ſtiller Schalkheit, wie die Mädchen in dieſen Jahren, und der vierjährige Fritz, der auf ſeinem Steckenpferde nach Lauchſtädt ritt, war eigentlich der heitre, kleine Genius des Orts.

Nach Lauchſtädt fuhr ich einige Tage nach meiner Ankunft mit Steffens, und hatte da das Vergnügen zum erſten Male die Schauſpieler von Weimar zu ſehen. Ich merkte gleich, daß Goe-

Digitized by Google

thes und Schillers Geiſt auf ihnen ruhete. Sie ſpielten den Paraſit von Schiller überſetzt; und der verdienſtvolle Becker ſtellte trefflich dieſen Charakter dar.

Wir beſuchten auch Goethe eines Vormittages, als er ſich hier einige Tage aufhielt. Seine ſchöne, kräftige Geſtalt erfreute mich ſogleich, und imponirte mir. Die braunen, herrlichen Augen erquickten mich, in denen mir Werthers Liebe, Götzens Treue, Fauſtens Tiefſinn, Iphigeniens Adel und Reinekes Schalkheit zu glänzen ſchienen. Er kannte etwas von meinem Aladdin. Wilhelmine Wolf, die Tochter des großen Philologen, die däniſch wußte, hatte ihm den erſten Monolog Noureddins überſetzt. „Wenn ich einen Dichter ſchnell kennen lernen will," ſagte er, „ſo leſe ich ſeine Monologe; darin ſpricht ſich ſein eigner Geiſt am meiſten aus." Er rühmte das Motiv, daß Noureddin Aladdin brauchen wolle als einen Knaben, der ihm blind eine große Nummer aus der Lotterie ziehen ſollte. — Wie gern hätte ich länger mit ihm geſprochen, doch die Höflichkeit nöthigte mich abzubrechen; er lud mich ein, ihn in Weimar zu beſuchen.

Ich ſpazierte nachher täglich an den Ufern der Saale; die alten Ruinen verſetzten mich in die Zeiten des Mittelalters, und das Loch war in der hohen Mauer noch vorhanden, woraus Ludwig der Springer, der Sage nach, durch außerordentliche Kühnheit ſeine Rettung gefunden.

Achim von Arnim beſuchte auch Reichardts in dieſem Herbſte; er hatte eben mit Brentano ſein Wunderhorn herausgegeben; aus welcher Sammlung uns Reichardt oft des Abends vorlas, und beſonders die Fiſchpredigt des heiligen Antonius gut vortrug. Die edle Geſtalt, das ſchöne Geſicht, und die Liebe und Vertrautheit Arnims mit dem Alterthume machten mir

Digitized by Google

ihn gleich ſchätzbar, obſchon ſeine eignen Productionen mir damals nicht gefallen wollten, weil ſie noch zu luftig und zu locker waren. Er hat in reifern Jahren in mehreren Erzählungen ein ſchönes Talent bewieſen. Ich erinnere mich noch eines herrlichen Herbſtabends, wie wir zuſammen ſpazirten, auf den Kirchhof gingen, viele alte Grabſteine betrachteten; und wie es mich freute, als wir zum Thee nach Hauſe kamen, Reichardt das herrliche kleine Lied von Klopſtock: „Willkommen, o ſilberner Mond!“ ſingen zu hören.

Ich fing aber auch jetzt wieder an, mehr und mehr in der Gegenwart und in der eben verfloſſnen Zeit unſerer Vorgänger zu leben; ich wußte nicht warum ich nur immer mit der Phantaſie im Mittelalter verweilen ſollte; die Leſſingſche Verſtandesperiode, die ſpätere Gefühlsperiode waren mir auch wieder lieb. Denn hatte man früher viele trockne Vorurtheile, Verſtand, viele ſeichte Coquetterien Gefühl genannt, ſo lebten wir jetzt wieder in einer Zeit, wo jede tolle Phantaſterei, wenn ſie ſich nur einen Rittermantel über die ſchwachen Schultern warf, für Poeſie gelten wollte; und wo man ziemlich barbariſch anfing, jedes zarte Gefühl als modern auszuſchelten und zu verachten.

Zwar beſuchte ich nicht Lafontaine, obſchon ſeine behagliche Sanguinität und luſtige Geſprächigkeit mir in einer Geſellſchaft, wo wir einmal zuſammen waren, ſehr wohl gefiel; ich ging aber öfter hin und ſetzte mich in Höltys Stuhl, einen Steinſitz an der Saale in der Klippe gehauen, und dachte an die ſchönen Lieder: „Wer wollte ſich mit Grillen plagen,“ und: „Ihr Freunde hänget, wenn ich geſtorben bin, die kleine Harfe hinter dem Altar auf,“ wo ſich tiefe Wehmuth mit einem liebens-

Digitized by Google

würdigen Streben nach Heiterkeit und mit der Grazie einer ſchönen Seele verbindet.

Halle ſelbſt war mir nur ein ſchwacher Erſatz für Kopenhagen. Die kleinen ſchlechtgepflaſterten Straßen, die vielen Braunkohlen, das dem Ganzen ein trauriges Biſter-Colorit gab, konnten mir nicht das blaue Meer und Seelands blühenden Buchenſtrand vergeſſen machen. Mitunter machten wir weitere Excurſionen. Mit Schleiermacher, den beiden Raumern (der eine nachher der Verfaſſer der Geſchichte der Hohenſtaufen) und mit Steffens ging ich eines heißen Tages nach dem hohen Petersberge. Als wir uns der Ruine auf dem Berge näherten, wunderte mich ein ſeltſamer Laut; es ſchien mir, als ob ich viele Menſchen ein geiſtliches Lied in der Ruine ſingen hörte. So war es auch; mitten in der Ruine ſtand eine Kirche; und da es grade Sonntag, war ſie voll von Menſchen. Sie ſangen ein chriſtliches Lied über den Gräbern der alten Landgrafen, die da in marmornen Särgen ruheten; und dieſe Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart machte auf mich einen tiefen Eindruck.

Mit dem trefflichen Schleiermacher lebte ich viel. Er hatte Luſt etwas von meinen däniſchen Gedichten zu kennen, und däniſch zu lernen; ſo fing ich an ihm Vaulundurs Saga und Freias Altar zu überſetzen, wobei er mir die erſte Aufmunterung gab, auch ein deutſcher Dichter zu werden. Er las mir wieder Griechiſch vor, den ganzen Oedipus in Kolonos, damit ich mich mit dem Klange der ſchönen Sprache vertraut mache; er überſetzte mir das Stück Wort für Wort, und lehrte mich die griechiſchen Sylbenmaaße recht zu kennen und zu verſtehen, wovon ich nachher, als ich Solgers Sophokles fleißig ſtudirt hatte, in meiner Tragödie Baldur dem Guten Gebrauch machte.

Digitized by Google

Ich hörte in Halle Steffens Vorleſungen über Naturphiloſophie, Schleiermacher über Ethik, und den berühmten Wolf über Archäologie. Mit Schleiermachern ſpazierte ich mitunter; dann amüſirte es ihn, meine oft gar dreiſten Behauptungen mit ſchalkhafter Ironie zu widerlegen; er überſetzte eben damals den Plato; er war mein Sokrates, und ich ſchmeichelte mir damit, daß ich wieder ſein Alcibiades ſei. Seine herrlichen Predigten verſäumte ich nie.

Wie der Herbſt ſich nach und nach in Winter verlor, ward es auch in Halle ſtiller und einſamer. In dieſer Einſamkeit ſchrieb ich meinen Hakon Jarl, der ſowohl Steffens als Schleiermachern ſehr wohl gefiel.

Steffens und meine Anſichten waren ſonſt in der letzten Zeit nicht immer ganz übereinſtimmend, was dramatiſche Kunſt betraf. Er ließ mir Schiller gar zu wenig gelten; ich hielt Wilhelm Tell für ein unvergleichliches Meiſterſtück; und das wollte er nicht zugeben. Es waren überhaupt mehrere Dichtungen, als Voſſens Luiſe, Jean Pauls Schriften ꝛc., die ich mit Kühnheit, wohl auch mitunter mit Hitze gegen ſeinen Tadel zu vertheidigen wagte. Luiſe kann ſich mit Hermann und Dorothea nicht meſſen; allein Silber iſt ein edles Metall, wenn es auch nicht Gold iſt. Wäre Luiſe nicht geſchrieben, ſo hätte Hermann und Dorothea nie das Licht erblickt. Das fühlte Goethe ſelbſt, und ſprach mit Achtung von Luiſe. Der etwas pedantiſche theologiſche Kandidat iſt eine Art von moderner plus Andas, und obſchon ein braver Menſch, nicht eben von meinen Leuten; ich hätte Luiſen einen raſchern Bräutigam gewünſcht. Die gnädige Gräfin, der Zögling und die Kartoffeln gehören auch nicht zu den Vorzüglichkeiten des Buches. Luiſe aber, der alte Vater, die Mutter, der Haus-

knecht, Amalia, ſind trefflich geſchildert. Wald und Frühlingsfeſt blühen in dieſer künſtlichen Moſaik unverwelkt für die Ewigkeit; und die letzte Abendſcene der beiden jungen Freundinnen vor der Vermählung iſt zugleich graziös und erhaben-ſchön. Auch herrſcht in dem Gedichte eine tüchtige gemüthliche proteſtantiſche Geſinnung, der ich mich verwandt fühlte.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Berlin.

Indeß hatte ich noch immer nicht mein Stipendium, um weiter reiſen zu können; der Winter war ſchon gekommen und Steffens Frau erwartete ihre Niederkunft. Endlich kam der Brief in ſehr gnädigen und für einen jungen Mann ehrenvollen Ausdrücken. In den letzten vierzehn Tagen wohnte ich im Gaſthofe zum Kronprinzen; doch blieb ich ſo lange noch in Halle, bis das liebe Klärchen geboren war. Den letzten Abend waren Steffens und Schleiermacher bei mir. Steffens las meinen däniſchen Hakon Jarl laut vor, und Schleiermacher verſtand jedes Wort. Es that mir weh, mich von den lieben Freunden zu trennen; doch hatte ich Hoffnung Steffens bald in Berlin wieder zu ſehen. Schleiermacher ſchrieb mir zum Abſchied in mein Stammbuch die ſchönen Zeilen von Novalis:

Was paßt, das muß ſich ründen,
Was ſich verſteht, ſich finden,
Was gut iſt, ſich verbinden,
Was liebt, zuſammen ſein.

Digitized by Google

Was krumm iſt, muß ſich gleichen,
Was hindert, muß entweichen,
Was fern iſt, ſich erreichen
Was keimt, das muß gedeihn.

Ich reiſte alſo jetzt nach Berlin, wo ich den erſten Abend auf die Redoute ging, und ſah zum erſten= und letztenmale die ſchöne, edle Königin Luiſe, ſeltſam genug (als Pſyche, glaub' ich) mit Schmetterlingsflügeln an den Schultern. Bedeutete das, daß die ſchöne reine Seele ſo bald die Erde verlaſſen ſollte?

Reichardt war ſchon früher mit Arnim nach Berlin gereiſt; er ſchlug mir vor, ein Zimmer im Hauſe neben ihm in der leipziger Straße zu miethen. Er erzeigte mir viele Höflichkeiten, denn in einer Zeit von drei Wochen war ich beinahe alle Mittage und alle Abende mit ihm in großer Geſellſchaft. Wie er das machte, weiß ich nicht; ich hatte nichts weiter zu thun, als mich anzuziehen und ihm zu folgen. Weder kannte ich die Leute, noch wußte ich immer ihren Namen; ſprach als junger blöder Menſch auch nicht viel mit ihnen. Reichardt präſentirte mich ihnen als einen jungen däniſchen Dichter; und ſo ging ich wohl mit, als eine Naturſeltenheit, wie die Kartoffeln, als ſie zum erſten oder zweiten Male von Amerika nach Europa gebracht wurden; denn, Baggeſen ausgenommen, hatten die brillanten deutſchen Cirkel damals noch keinen däniſchen Dichter geſehen. Nachher hat ſich die Raçe ſehr vermehrt.

Ich war ſchon vierzehn Tage in Berlin, als mich Reichardt fragte: „ſind Sie bei Ihrem Miniſter geweſen?" — „Meinem Miniſter?" — „Nun ja, dem däniſchen Miniſter, mein' ich." — „Nein, ich kenne ihn gar nicht, und habe keine Adreſſe an ihn. Soll ich zu ihm gehen?" — „Ja das verſteht ſich; Sie werden

ihn heute Abend beim Miniſter Schröder ſehen, und Sie müſſen ihm nothwendig erſt Ihre Aufwartung gemacht haben." — „Wohlan, ſo will ich ihm aufwarten." Ich ging dahin. Graf Baudiſſin kam mir mit den Worten entgegen: „womit kann ich Ihnen dienen?" Ich antwortete: „damit, daß Ihro Excellenz mir gütigſt erlauben, Ihnen als reiſender Däne meine Aufwartung zu machen." Unſer Geſpräch war bald zu Ende, und ich ſprach ihn erſt wieder vier Jahre darauf, als ich eines Abends, nach meiner Zurückkunft in's Vaterland, bei Schimmelmann den Correggio vorlas, wo er auch zugegen war, und mir ſehr freundlich ſeine Achtung und Theilnahme bezeugte.

So ſehr wie ich nun Reichardten für alle Artigkeit verbunden war, wodurch ich unverhofft die große berliniſche Welt kennen lernte; ſo freuten mich doch, meiner Natur gemäß, mehr die Bekanntſchaften, wo ich bald wieder eine Heimath fand, die mir immer ſo unentbehrlich war. In den Häuſern der Geheimeräthe Alberti und Piſtor, Reichardts Schwiegerſöhne, des Herrn von Zſchock, des Buchhändler Reimers, und des Profeſſor Spaldings, war ich bald wie zu Hauſe. Dieſe trefflichen Leute behandelten mich wie einen Bruder, und zeigten mir eine Güte, die ich nie vergeſſen werde. Ich war beinahe alle Abende bei ihnen, und las ihnen oft etwas vor aus dem alten deutſchen Holberg. Ich beſuchte die geiſtreiche Hofräthin Herz; bei ihr und in mehreren Geſellſchaften las ich meinen däniſchen Aladdin deutſch vor. Ich ſpazirte mit dem verſtändigen, treuen Alberti, bewunderte des lebendigen Piſtors Fähigkeiten; mit ihren Frauen ſprach ich von Gibichenſtein und Kopenhagen; und ein kleines, niedliches Kind war auch da, mit dem ich ſpielen konnte.

Ich beſuchte Fichte. Er war im Anfange etwas ſpröde,

Digitized by Google

wir wurden aber bald Freunde. Ich mußte mich an ſeinen docirenden Ton gewöhnen; er ſetzte voraus, daß man ihn nicht verſtehe, und nicht begreifen könne; wie er aber merkte, daß ich auch, nach meiner Art, menſchlich denken konnte, ward er mir gewogen und ſagte: „der Oehlenſchläger iſt ein wackrer Mann, er muß meine Wiſſenſchaftslehre ſtudiren.“ Dieſes ſchmeichelte mir, denn ich wußte, das war das größte Lob, das er einem Menſchen ertheilte, wenn er ihn fähig hielt, ſeine Wiſſenſchaftslehre zu begreifen. In unſerm erſten Geſpräche zankten wir uns ein wenig; der Herr Prediger Metger brachte mich zu ihm. Wir ſprachen von Iffland. Rahbek hatte mir an Iffland einen Brief mitgegeben; und obſchon dieſer mit mir, als einem Anhänger der neueren Schule, wohl nichts weiter zu thun zu haben wünſchte, ſo gab er mir doch freien Zutritt ins Schauſpiel, welches für mich eine große Freude war, und mir mehrmals Anlaß gab, ſein großes Talent, beſonders im Komiſchen, zu bewundern. Denn zum Tragiſchen hatte die Natur Ifflanden keine Anlage gegeben; alles war nur Studium und Routine, und deshalb ward er in ernſten, hohen Rollen manierirt und kalt. Idylliſche Natürlichkeit und ſchalkiſche Ironie, das Lächerliche und Bizarre darzuſtellen, hatte er dagegen im hohen Grade, und in ſolchen Darſtellungen war er meiſterhaft.

Alſo — ich ſpreche von Iffland, und rühme ſeine Kunſt. „Ja,“ antwortet Fichte, mit ſtarker verächtlicher Betonung; „der weiß ſehr gut die Erbärmlichkeit darzuſtellen!“ Ich fühlte mich durch dieſe Worte, und beſonders durch dieſen Ton verletzt. „Wer die Erbärmlichkeit bewundert, iſt ſelbſt erbärmlich.“ Ich wagte ihm zu widerſprechen, und ſagte: „Er ſtellt nicht blos das Erbärmliche, aber ſehr gut alles Komiſche dar.“ — „Was

ſtellen Sie mir da auf?" rief Fichte; und nun fing er an weitläuftig zu demonſtriren, wie das Komiſche immer erbärmlich ſei. — Ich fühlte, daß etwas Schiefes in ſeinem Verfahren ſei, ich konnte es nicht gleich herausfinden; ich wollte mich nicht mit ihm in einen philoſophiſchen Streit einlaſſen, wo ich, beſonders wenn ich ſeine Worte brauchen ſollte, gewiß den Kürzern gezogen hätte, und ich ſagte: „verzeihen Sie, Herr Profeſſor, ſo im täglichen Geſpräche pflegt man nicht ein Wort ſo genau zu wägen." „Ah, mein Herr!" rief er heftig — „für das Schwatzen habe ich allen Reſpekt! — Ich überlaſſe Sie dem Herrn Prediger Metger!" Ich antwortete ſtolz: „Wenn zwei geſcheidte Leute, wie Sie und ich, Herr Profeſſor! mit einander reden, ſo ſchwatzen wir nicht, wenn auch der Eine ſich nicht des Andern Redensarten bedient. Wie in aller Welt," verſetzte ich ſanfter und betrübt, weil ich mich nicht gern von dieſem ausgezeichneten Manne in Unfreundſchaft trennen wollte; — „können Sie verlangen, daß ich, ein junger Dichter, wie Sie, ein alter Philoſoph, ſpreche?" — „Da hat er Recht!" ſagte er gutmüthig und verſöhnt zum Prediger, mir die Hand reichend. Seitdem waren wir Freunde.

Fichte kam mir bei dieſer Gelegenheit vor wie ein gewiſſer alter General, der immer ſeine jungen Officiere bei erſter Bekanntſchaft hart anfuhr, blos um zu prüfen, ob ſie Muth dazu hätten, ihn herauszufordern. Ich las ihm meinen Hakon Jarl vor, (das will ſagen, deutſch aus dem däniſchen Manuſcript) und er hörte ſehr aufmerkſam zu. Im fünften Akt, wo Olaf von Hakon ſagt: „daß er ſeine Sünde mit ſeinem Blute ſühnen müſſe, weil die chriſtliche Roſe, während er lebe, nicht gedeihen könne," ward Fichte aufgebracht und rief in ſeiner gewöhnlichen zornigen Manier: „Was, zum Teufel, geht das denn ihn an?" — Ich

ſchwieg dazu und las weiter. Als ich geendigt hatte, und er mir viel Lob ertheilte, ſagte ich: „Herr Profeſſor, Sie zürnten bei einer Stelle, wo Olaf von Hakon ſpricht; finden Sie das vielleicht fehlerhaft?“ „Nein,“ ſagte er gelaſſen, „es galt nicht Ihnen! Als Dichter haben Sie es ganz recht gemacht; aber der Kerl (der Olaf) hatte doch Unrecht!“ —

Und doch wollte der Freund, der Prediger Metger, ihm nicht zugeſtehen, daß er naiv ſei, als wir nachher von Naivetät ſprachen, und Fichte behauptete, daß er ſolche beſäße. „Nein, vergeben Sie gütigſt, Herr Profeſſor“, ſagte der ſanfte, beſcheidene, aber auch wahrheitliebende, characterfeſte Mann: „naiv ſind Sie nicht?“ — „Was!“ rief Fichte, „bin ich nicht naiv? Was ſagen Sie dazu Oehlenſchläger?“ — Ich ſagte, „wenn Naivetät darin beſteht, ein eignes Naturel, ohne Rückſicht auf Convenienz, mitunter ſchnell, ohne Reflexion, zu äußern; ſo kann man Ihnen gewiß nicht Naivetät abſprechen. Ich denke ein jedes Genie, ſelbſt ein philoſophiſches, muß etwas Kindliches, Unbewußtes haben; ſonſt mangelt ihm die Grazie.“ Dagegen hatte der große Philoſoph nichts einzuwenden.

Ich hörte ſeine Vorleſungen über die Anweiſung zum ſeligen Leben, und las noch ein Paar Bücher von ihm. In Allem bewunderte ich den tiefen Denker, den Helden für Wahrheit und Tugend, den begeiſterten Redner, den kräftigen Menſchen. Fichte hatte, ſcheint es mir, nur einen Fehler: er meinte, daß ſeine Denkform die einzige wahre, die abſolute ſei. Wäre es doch ſchlecht mit dem Denken der Menſchen beſtellt, wenn ſich die Wahrheit nur in eine Form geſtalten ließe; was hätten denn künftige Geſchlechter und große Köpfe weiter zu thun, als das ſchon Geſagte und Gedachte zu wiederholen? Es gibt nur eine ewige Wahrheit,

Digitized by Google

wie eine ewige Schönheit; aber der Geſichtspunct des Wahren kann eben ſo verſchieden ſein als der des Schönen, und gewährt eine eben ſo unendliche Mannigfaltigkeit. Als Schüler ſtehen wir im Kreiſe, mit unſerm Erdenthon, um das ewiglebende Modell der Wahrheit und Schönheit; jeder macht von ſeinem Standpuncte ſein Basrelief; jedes wird verſchieden; und doch könnten ſie alle wahr und ſchön ſein!

Fichte war im Leben ein tugendhafter, ehrenfeſter Mann, aber auch ſtolz auf ſeine Vorzüge. „Meint Ihr", hörte ich ihn einmal zu einem Freunde ſagen, „daß ich dieſe Schultern und dieſe Waden haben würde, wenn ich mir nicht jene Maximen angeſchnallt hätte?"

Wie ſehr freute es mich, als ich einige Zeit darauf hörte, daß er in Kopenhagen geweſen war, daß der gute Oerſted, der ihn als Jüngling ſo fleißig ſtudirt hatte, als Mann kennen lernte. Meine Schweſter ſchrieb mir, ſehr froh, daß ſie Fichte's Bekanntſchaft gemacht habe; daß ſie zuſammen im Süderfelde ſpazieren gegangen wären, daß er einen Zweig von einer Tanne beim norwegiſchen Hauſe abgebrochen, ihr ſelbigen gereicht, und geſagt habe: „ſie möchte davon ihrem Bruder einen Kranz flechten." —

Reichardt reiſte im März wieder nach Gibichenſtein, und ich wohnte allein. Sein voriger Bedienter, ein junger Friſeur, der Sohn vom Hauſe, kränkelte lange, und ſtarb einige Tage nachher. Eines Abends, als ich ſpät nach zwölf Uhr zu Hauſe komme, ſagt der Vater, indem er mir hinauf leuchtet: „Sie haben wohl nichts dagegen, daß ich meines Sohnes Leiche, für dieſe Nacht blos, in des Herrn Capellmeiſters Stube geſetzt habe?" — „O nein!" antwortete ich langſam. Er ſetzte das Licht auf den Tiſch und ging. Reichardts Stube ſtieß grade an die meinige. Ich fing

an mich auszuziehen, und wollte guter Dinge ſein. Seit lange hatte ich nicht an ſolche melancholiſche Gegenſtände gedacht, im bunten Gewimmel der häufigen Geſellſchaften und Zerſtreuungen. Jetzt ſollte ich Thüre an Thüre bei einer Leiche ſchlafen, das hatte ich noch nie gethan; das ſchien mir gar zu früh.

Die alten halbvergeſſenen Geſpenſtermärchen erwachten wieder in meinem Gehirn, und obſchon Hoffmann damals noch nichts gedichtet hatte, ſo fing doch der berliniſche Theezirkel, den ich verlaſſen hatte, an, ſich mit den Geiſtererſcheinungen zu beſchäftigen. Endlich konnte ich es gar nicht länger aushalten; ich kleidete mich wieder an, nahm meinen Hut, ging hinunter zum Vater des Verſtorbenen und ſagte: „Obſchon ich nicht abergläubiſch ſei, ſo müſſe ich mich doch in Acht nehmen, meine Phantaſie zu ſehr aufzuregen; es wäre mir zuwider, bei einer Leiche zu ſchlafen, ich wolle nach dem goldenen Adler gehn und da bis Morgen bleiben." — Als ich aber dahin kam, war es ſo ſpät, daß ich kein Zimmer bekommen konnte. Ich verſuchte noch an einigen andern Gaſthöfen — alles zu ſpät. Die Märznacht war bitter kalt. Ich lief einige Straßen auf und ab, bis ich vor Schläfrigkeit und Müdigkeit nicht weiter konnte. Es blieb mir nichts mehr übrig, als in's Leichenhaus zurück zu gehn. Ich that's, klingelte den Alten auf, er leuchtete mir wieder unverdroſſen die Treppe hinauf. Jetzt war das Gaukelſpiel der Phantaſie zu Ende wie auf einer Schaubühne, wenn die Lichter erlöſchen und die Menſchen weggegangen ſind. Ich ſah nur den alten, betrübten Vater, und ärgerte mich über meine vorige egoiſtiſche Schwärmerei, während der Alte einen ächten Kummer hatte. Ich legte mich hurtig zu Bette und ſchlief ruhig ein. Ich traf einige Tage darauf am table d'hote in der Sonne den Capellmeiſter Himmel. Wir ſaßen zufälligerweiſe

Digitized by Google

neben einander, er ließ ſich in ein Geſpräch mit mir ein, und aus einigen Worten ſchien es mir, daß er mich kennen müſſe. Ich fragte: „Habe ich die Ehre von Ihnen gekannt zu ſein?“ „Ja“ — antwortete er, „ich weiß, daß Sie ein braver junger däniſcher Dichter ſind; hätte auch gern früher Ihre Bekanntſchaft gemacht, Sie waren aber immer in Geſellſchaft eines Mannes, den ich gar nicht leiden mag.“ — „Nun“, antwortete ich, „weil ich mit ihm umgehe, ſo beweiſt das, daß ich ihn gut leiden mag.“ — „So wollen wir denn von ihm nicht weiter ſprechen“, ſagte Himmel, mein Glas aus ſeiner Flaſche füllend. Er war ſehr aufgeräumt und geſprächig, erzählte mir von ſeinen Reiſen, und als die Mahlzeit zu Ende war, fragte er, ob ich nicht mit ihm nach Hauſe gehen wolle, er wohnte hier in der Nähe. Weil ich nun wußte, daß er eine Oper, die Sylphen, componirt hatte, wovon ich gern etwas hören wollte, ſo ließ ich mich nicht zweimal bitten. Er bewohnte ſchöne Zimmer, und in ſeinem Zimmer waren ſchöne Sachen, alles war aber in der größten Unordnung. Die mediceiſche Venus ſtand mitten auf der Diele, rund umher lagen Guitarren, Bücher, Pomadentöpfe, Eau de Cologne-Flaſchen, Stiefel ꝛc. Kaum traten wir hinein, ſo rief er: „Peter! Champagner!“ Mit unglaublicher Schnelle erſchien der Bediente mit Wein und Gläſern auf einem Präſentirteller und lüftete den Pfropfen, ſo daß der Schaum der Venus ins Geſicht fuhr. — „Herr Gott, Herr Capellmeiſter,“ rief ich, „wie können wir jetzt trinken, da wir gerade vom Tiſche kommen?“ — „Champagner kann man immer trinken,“ antwortete er, „das iſt ein unſchuldiges Getränk! Thun Sie mir den einzigen Gefallen, und trinken Sie noch ein Glas! Ich muß doch, zum Willkommen in Berlin, Ihre Geſundheit trinken.“ — „Nun, dann müſſen Sie mir auch einen Gefallen

Digitized by Google

thun," ſagte ich, mein Glas leerend, „und mir etwas aus ihren Sylphen vorſpielen." — „Sehr gern! Ich muß aber erſt ein Stündchen ſitzen und mich erholen, jetzt kann ich unmöglich ſpielen. Sehen Sie einmal." Er ging hin vor's Fortepiano, und ſeine außerordentliche Dicke hinderte ihn wirklich, die Tangenten zu berühren, denn der Bauch langte beinahe eben ſo weit heraus wie die Arme. „Das gibt ſich aber alles gleich," ſagte er, „wenn wir ein wenig Geduld haben." Und kaum war eine Viertelſtunde verfloſſen, ſo hatte er auch ſchon ſo vielen Raum gewonnen, daß er die Fingerſpitzen auf die Tangenten laufen laſſen konnte. Welche Fertigkeit! Welcher Vortrag! welche Grazie! Wie der Elephant ſeine ganze Geſchmeidigkeit im Rüſſel hat, ſo hatte ſie Himmel in den Fingerſpitzen. Was er mir vorſpielte, war ſehr hübſch, melodienreich und originell. Ich hatte früher ſeine Fanchon gern gehört, ſein Character ſpiegelte ſich darin ab; keine Tiefe, kein wahrer Ernſt; ſchöne Sinnlichkeit und gefällige Grazie. Er konnte doch nicht ablaſſen von Reichardt wieder zu ſprechen, den er den Herrn Salzdirector nannte, weil Reichardt Director der Halliſchen Salinen war. Himmel meinte mit Unrecht, er habe mehr Genie dazu als zu der Muſik; denn war auch Reichardt kein eigentlicher dramatiſcher Componiſt, ſo hat er in andern Compoſitionen, beſonders in ſeinen herrlichen Melodien zu Goethes Liedern, ein ſchönes Gefühl und viel Sinn für Poeſie bewieſen. Himmel ſchien, die Muſik ausgenommen, wenig gebildet zu ſein; doch hatte ihm die Welt und ſeine heitre Sanguinität eine angenehme Politur gegeben.

Mein höchſter Genuß in Berlin war, daß ich da zuerſt Mozarts Meiſterwerke Figaro und Don Juan kennen lernte. In dieſen unvergleichlichen Compoſitionen ging mir eine neue und

Digitized by Google

doch ſehr bekannte Welt auf. Sophokles, Shakespeare und Goethe hörte ich in Tönen, wie ich ſie nachher bei Rafael in Farben wieder ſah.

Steffens kam auch nach Berlin wieder, und wir ſahen uns oft bei Alberti's. Ich ſprach Alexander von Humboldt mehrmals, und hörte ihn gern in Geſellſchaften etwas von ſeinen Reiſen erzählen. In der Academie der Wiſſenſchaften las er eine Abhandlung von den üppigen Vegetationen der Natur vor. Er ſchloß mit der Bemerkung, daß daſſelbige mannigfaltige Leben, welches phyſiſch in den wärmeren Himmelsſtrichen blüht, ſich moraliſch und phyſiſch in des nördlichen Dichters Phantaſie und Darſtellung wiederhole.

Den berühmten Hiſtoriker, Johannes Müller, ſah ich öfter; Reichardt ſagte: „er gliche einer Nachteule." Die Eule iſt Minervas Vogel! Wenn ich mit dem großen Manne ſprach, vergaß ich ganz den Vogel über Minerva. Er ſchlug mir vor, eine Tragödie über ein gewiſſes, hiſtoriſches Sujet zu dichten; Schade, daß ich den Gegenſtand vergeſſen habe!

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Weimar.

Es verlangte mich jetzt ſehr nach Weimar zu reiſen, um Goethe zu beſuchen. Mit Steffens und Schleiermacher reiſte ich von Berlin nach Halle, wo ich bei den lieben Freunden noch drei Tage verweilte.

Jetzt befand ich mich wieder ganz allein in der Welt, auf einem Poſt- oder eigentlich Frachtwagen, worauf ich im feuchten, kalten Aprilwetter die ganze Nachte auf einem hölzernen Brete ohne Rücklehne fahren mußte. Der Schlaf von zwei Stunden auf einer Bank in einer Bauernſchenke ſtärkte mich; ſo kam ich nach Naumburg, wo ich bis zum folgenden Tage bleiben mußte, um weiter zu reiſen.

Es war ein trauriger Frühlingstag; ich war ſelbſt traurig. Alle lieben Freunde in Halle, Gibichenſtein und Berlin hatte ich — vielleicht auf immer — verlaſſen. Ich ſollte ganz neue Bekanntſchaften machen, um das Band wieder zu zerreißen, wenn es eben geknüpft war. Die Zeilen eines däniſchen Dichters fielen mir ein:

Digitized by Google

„Freude! du biſt ein flücht'ger Freund,
Den auf der Reiſe man findet,
Der, wie er ſchnell und hold erſcheint,
Heiter uns grüßt — und verſchwindet! —"

Die merkwürdige Domkirche, die ich beſah, vermehrte nur meine melancholiſche Stimmung. Sie beſteht eigentlich aus vier Kirchen, und die eine iſt unterirdiſch. Eine alte Frau, die wie eine Hexe ausſah, begleitete mich, mit einer Kerze in der Hand, hinunter, und zeigte mir den eiſernen Kaſten, worin Tetzel ſeine Ablaßgelder geſammelt, und dabei geſungen hatte:

„Sobald das Geld im Kaſten klingt,
Sobald die Seel' gen Himmel ſpringt."

Sie zeigte mir auch eine Wand, wo eine Nonne einſt lebendig hineingemauert war, und die Meſſe hören konnte, bis ſie vor Hunger ſtarb. — Alles dieſes machte mich immer triſter. Unglücklicherweiſe erzählte ſie mir noch dazu etwas von den Huſſiten vor Naumburg; da fiel mir das Kotzebue'ſche Stück ein, und das verſtimmte mich ganz.

In Weimar, am nächſten Tage, klärten ſich Luft und Gemüth bald wieder auf, und der Himmel war blau. Goethe empfing mich ſehr liebevoll, und ich brachte drittehalb Monat in dieſes großen Meiſters beinahe täglicher Geſellſchaft zu.

Wie freute es mich den claſſiſchen Boden zu betreten, wo ſo viel große Geiſter gewirkt hatten. Der einzige Goethe ſtand noch da in voller Kraft. Wieland war alt; doch erquickte es mich, dieſes freundlichen Greiſes Gemüth als Schneeblume noch im Wintergarten zu ſehen, wo ſo viele Sommerroſen geblüht hatten. Seinen Oberon liebte ich; in Geron den Adelichen hatte er

Digitized by Google

bewieſen, daß er auch ernſt und erhaben dichten konnte. In vielen heitern Erzählungen hat dieſer deutſche Arioſt Laune und Grazie gezeigt. Als Kritiker und Gelehrter haben ſeine Schriften auf deutſche Bildung großen Einfluß gehabt. Ich beſuchte ihn mit Ehrfurcht, er war ſehr offen, ſehr geſprächig, und ſchrieb in mein Stammbuch:

„Fuimus Troes.“

Herder war nicht mehr, dieſes große denkende Herz, das mit tugendkräftiger Menſchenliebe und poetiſcher Begeiſterung die ganze Welt umfaßte. Wie hatten mich ſeine Abhandlungen über ebräiſche Dichtkunſt, ſeine Ideen zur innern Geſchichte der Menſchheit, ſeine Volkslieder und Legenden, ſein Cid und ſeine Predigten entzückt!

Auch Schiller fand ich nicht mehr! Ich fand aber ſeine Frau und Kinder, und das hübſche Haus in der Allee, nahe dem Schauſpielhauſe, wo er die herrlichen Tragödien gedichtet hatte. Ich war bald da zu Hauſe, und es freute mich ſehr, als mir jemand ſagte, die Frau fände, daß ich mit Schillern einige Aehnlichkeit habe; nicht äußerlich, ſondern in Weſen und Manieren.

Ich konnte die lieben Kinder nicht ohne inniges Mitleid ſehen, die den großen, herrlichen Vater ſo früh verloren hatten. Wie gern hätte er mit ihnen noch gelebt! Wie wehmüthig betrachtete er die Phyſiognomien der armen Kleinen zum letztenmale, als er fühlte, daß ſein Herz brechen ſollte; dieſes himmliſche Herz, das ſich mit durchdringendem Verſtand, mit hoher Begeiſterung vermählte. Ja, darin beſtand ſeine Größe, ihr kalten Egoiſten und Neider! Darin beſtand Goethes, Schillers, Herders, Jean Pauls Größe, daß ſie mit ſammt ihren außerordentlichen Talenten

auch gut waren, und die Menſchen liebten. Verſtand und Phantaſie können Viele haben; es wird aber erſt Genie, wenn dieſe Fähigkeiten ſich mit einer edlen, ſchönen Seele verbinden. Das iſt das wahre Chriſtenthum! Ihr ſcheltet auf die Wolke, weil ſie weine? Wißt Ihr denn nicht, daß dieſelbe Wolke, die regnet, auch donnern und blitzen kann? Und glaubt Ihr, daß eine trockene Heide einen kräftigern Charakter beweiſe, weil da Sand liegt, den man den Blödſinnigen in die Augen werfen kann, und Dornen wachſen, woran ſich der vorbeigehende Wanderer blutig reißt?

Auch Goethe, obſchon er ſich in einer gewiſſen Steifheit und Zurückgezogenheit mitunter gefiel, war immer gut, und wirkt in ſeinen trefflichſten Werken immer auf's Herz. In ſeinen Liedern, in Werthers Schwärmerei, Götzens Heldenmuth, in Fauſtens Trübſinn, in Gretchens und Klärchens Liebe, in Taſſos Schwermuth, in Iphigeniens Hoheit, in ſeinen heitern Naivetäten, in Mariane, Mignon, im Harfenſpieler, in der Ottilia, und beſonders in Hermann und Dorothea, wo er im reifen Mannesalter der Humanität des achtzehnten Jahrhunderts das ſchönſte Denkmal errichtet hat. Darum freute es mich auch ſehr, wenn Schleiermacher von ihm ſagte: „Der Goethe iſt doch eigentlich eine gute Haut!“

Er empfing mich väterlich, ich aß oft bei ihm, und ich mußte ihm meinen ganzen Aladdin und Hakon Jarl aus dem Steggreif deutſch vorleſen. Da machte ich mich denn vieler Däniſmen ſchuldig; er verwarf ſie aber nicht alle; er meinte, die beiden verwandten Sprachen, aus einer Wurzel entſprungen, könnten einander mitunter mit guten Worten ſchweſterliche Geſchenke machen. „Hm, das iſt hübſch,“ ſagte er mitunter, wenn ich etwas vorlas. „Sagen Sie denn das ſo deutſch?“ frug ich. „Nein, wir

ſagen es nicht, könnten es aber ſagen.“ — „Soll ich denn ein anderes Wort brauchen?“ — „Nein, thun Sie das ja nicht.“ — Einen Mann, der mich in Berlin gekannt hatte, und nach Weimar kam, fragte Goethe: „Kennen Sie etwas von Oehlenſchläger?“ — „Nein,“ war die Antwort, — „aufrichtig, ich mag die deutſche Sprache nicht radebrechen hören.“ — „Und ich,“ antwortete Goethe mit impoſantem Gefühle, „mag die deutſche Sprache ſehr gern in einem poetiſchen Gemüthe entſtehen ſehen!“ Doch was ſpreche ich von Goethes Meinungen über die Sprache? Gibt es ja doch Einige, die meinen: Goethe könne ſelber nicht deutſch ſchreiben. Es haben auch Landsleute von mir behauptet, daß ich nicht däniſch verſtehe. Ja, es war neulich ein Franzoſe, der den andern fragte: „Les allemands, est ce, quil's ont une langue?“ — „Non“ — antwortete dieſer, „ils parlent seulement un patois; mais ils se comprennent entre eux.“

Wenn nun alſo die Dichter und die poetiſchen Menſchen ſich entre eux verſtehen; ſo, denke ich, mag das genug ſein. Die Kunſt iſt doch eine ewige öffentliche Freimaurerei, die den Uneingeweihten unentdeckt bleibt, die nicht die heimlichen Zeichen verſtehen, wodurch ſich die Seele der Seele kund gibt.

Es freute mich ſehr in's Theater zu gehen, wo Schiller und Goethe ſo viel gewirkt hatten; ich lernte das Künſtlerpaar Wolf kennen und ſchätzen. Ich ſah Goethes Egmont würdig darſtellen; Becker, der in Lauchſtädt den Paraſit ſpielte, machte hier wieder den Vanſen vortrefflich. Die Transparentſcene zuletzt, wo Klärchen als perſonificirte Freiheit erſcheint, die Goethe gutmüthig, während Schiller lebte, ausgelaſſen hatte, weil dieſer ſie nicht leiden mochte, ließ er jetzt wieder ſpielen, und ſie machte eine gute Wirkung. Bild und Muſik wirken auf die Phantaſie, nach dem

langen Geſpräche zwiſchen Egmont und Ferdinand, und tragen dazu bei, daß das Stück lebendiger und tröſtlicher ſchließt.

Der Doktor Riemer, Goethes Hausfreund und Secretär, und der junge Johann Heinrich Voß, des Dichters Sohn, wurden meine vertrauten Freunde, und ich lebte täglich mit ihnen.

Goethe mochte den jungen Voß gut leiden, und dieſer war ſein größter Verehrer. Er erzählte mir einen characteriſtiſchen Zug von Goethe, wie dieſer ihm einmal ſeinen Hermann und Dorothea zum Durchſehen bei einer neuen Ausgabe gegeben hatte; weil alle die Voß correcte Hexameter vom Vater ſchreiben gelernt hatten; ſogar die alte verſtändige Hausfrau, die Goethen einmal in ſehr claſſiſchen Spondäen und Dactylen eingeladen hatte, Stahlpunſch bei ihnen zu trinken. Goethe ſchrieb ſchönere, leichtere, volksthümlichere Hexameter, als Voß; er war aber nicht immer correct; und deswegen ließ er ſich gern beſcheidene Anmerkungen gefallen. Einmal kam aber der gute Heinrich mit gar zu fröhlichem Geſichte, und ſagte in triumphirender Demuth: „Herr Geheimerath! da habe ich einen Hexameter mit ſieben Füßen gefunden!" Goethe betrachtete die Zeile aufmerkſam, rief: „Ja bei Gott!" Und Voß wollte ihm ſchon den Bleiſtift reichen, als jener ihm ruhig das Buch zurück gab, und ſagte: „Die Beſtie ſoll ſtehen bleiben!" —

Das Nibelungenlied war eben herausgekommen, und Goethe las uns einige Geſänge vor. Weil nun vieles in der alten Sprache mit altdäniſchen Worten verwandt iſt, ſo konnte ich ihnen manches deuten, was die andern nicht gleich verſtanden. „Sieh einmal," rief dann Goethe luſtig, „da haben wir wieder den verfluchten Dänen." — „Nein, Däne," ſagte er einmal im ſelben Ton, „hier kommt etwas, was Ihr doch nicht hättet ſagen können:

Digitized by Google

„Es war der große Siegfried, er aus dem Graſe ſprang,
Es ragete ihm vom Herzen eine Speerſtange lang.“ —

„Es ragete ihm vom Herzen eine Speerſtange lang!“ — wiederholte er ſtaunend, die Worte ſtark betonend, in ſeinem Frankfurter Dialekt: „Das iſt capital!“

Einmal bei Tiſche ſprach er ſo feurig und mit ſo vieler Achtung und Kraft für Bürgerrecht und Bürgerehre gegen einen kalten Hofmann, der zur Unzeit über das wackre Betragen eines Bürgers ſpotten wollte, daß ich nicht laſſen konnte, als der Fremde weg war, ihm um den Hals zu fallen und ihn zu küſſen. „Ja, ja! lieber Däne!“ — ſagte Goethe — „Ihr meint's auch treu und gut in der Welt.“ —

Die alte Herzogin Amalia erzeigte mir die Ehre, mich zur Tafel zu laden; Reichardt war nach Weimar gekommen, und wir fuhren zuſammen hinaus. Sie war ſehr gnädig, ſehr geiſtreich, und ihres Alters ungeachtet ſehr lebendig und heiter. Ich traf noch bei ihr Wieland, den Herrn von Knebel, Goethes Jugendfreund, und ihren Marſchall, den Herrn von Einſiedel, der den Terenz gut überſetzt hat. Nach der Mahlzeit ging Wieland hinunter in den Garten, und ſchlief ein Stündchen unter einem großen, ſchattigen Baume. „Das thut er meiſtens da,“ ſagte die gütige Fürſtin, „wenn er bei mir iſt.“ Wir ſpazierten im Garten; zum Thee beſuchten ſie der Herzog, der Erbprinz, die Großfürſtin, und die Prinzeſſin von Weimar. Reichardt ſpielte ihnen etwas vor, und ich mußte auf ſeine Aufforderung einige altdäniſche Volkslieder ſingen, welche ihnen ſehr wohl gefielen. Sie waren alle freundlich gegen mich, und die Frau von Schiller erzählte mir einige Tage darauf, daß die ſchöne, edle Großfürſtin mit vieler Güte von mir geſprochen habe. — So hatte ich denn die Freude,

Digitized by Google

die Fürſtenfamilie in der Nähe zu ſehen und kennen zu lernen, die ſo viele große Talente geehrt und belohnt, die ſo bedeutend zu der Blüthe der deutſchen Litteratur beigetragen hat.

Bei der Frau von Wollzogen, die geiſtreiche Verfaſſerin der Agnes von Lilien, Schillers Schwiegerin, und bei der Frau von Schardt, eine geborne Bernstorf, brachte ich angenehme Stunden zu.

Als ich wegreiſte ſchrieb ich eine däniſche Ueberſetzung des Erlkönigliedes ins Stammbuch des jungen Goethe, und zum Schluß die deutſchen Zeilen:

„Erinnern Sie ſich, wenn längſt ich ſchied,
Bei der Ueberſetzung des Vaters Lied,
Des Dichters vom Lande, wo Nacht und Wind
Und Elf' und Schauder zu Hauſe ſind.

„In Weimar weht es ſchon mehr gelind,
Gott ſegne den Vater mit ſeinem Kind!" —

„Ja, ja!" ſagte Goethe, als er es geleſen hatte, mir freundlich in's Auge blickend, und die Hand auf meine Schulter legend — „Ihr ſeid ein Poete!"

In mein Stammbuch ſchrieb er:

„Zum Andenken guter Stunden, dem Verfaſſer des Aladdin."

Die Frau von Schiller ſchrieb darin:

Der Sänger.
Er breitet es luſtig und glänzend aus,
Das zuſammengefaltete Leben.
Zum Tempel ſchmückt er das irrdiſche Haus,
Ihm hat es die Muſa gegeben.
Kein Dach iſt ſo niedrig, keine Hütte ſo klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Caroline von Wollzogen ſchrieb; auch nach Schiller:

Mit dem Genius ſteht die Natur im ewigen Bunde;
Was Dir der Eine verſpricht, leiſtet der Andre gewiß.

Riemer ſchrieb die Goetheſchen Zeilen:

Danke, daß die Kunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Buſen
Und die Form in deinem Geiſt.

Und ſo verließ ich das deutſche Athen, wo ich ſo viele Freuden genoſſen hatte; und ahnete nicht, daß ich die Stadt nach wenigen Monaten als Unglücksort des traurigſten Krieges wieder ſehen ſollte.

Um Goethes Geſellſchaft noch in acht Tagen zu genießen, ging ich nach Jena, wo er ſich jetzt aufhielt, um von da aus nach Karlsbad zu reiſen. — Es war ein ſchwüler Tag, und ich war ſehr erhitzt, und löſchte gar zu ſchnell meinen Durſt an einem vorbeifließenden eiskalten Bach. Als ich nach Jena gekommen war, fühlte ich eine rheumatiſche Engbrüſtigkeit, die mich anfangs ängſtigte, und ich dachte: Sollteſt du dir eine Bruſtkrankheit durch den gar zu kühlen Trank zugezogen haben? Ich war beim Buchhändler Frommann in Geſellſchaft mit Goethe, konnte mich aber nicht recht deſſen freuen, weil die Engbrüſtigkeit ziemlich ſtark war; doch ſprach ich zu niemandem davon. — Da ſah ich zum Fenſter hinaus, und entdeckte einen ſchönen glänzenden Regenbogen, worin beſonders der grüne Streif hell loderte, als Farbe der Hoffnung. Bei dieſem Anblick verſchwand meine Furcht, und ein Paar Tage darauf ſchöpfte ich wieder freien Athem. Das Gefühl und das Bild dieſes Tages haben mir ſpäter vorgeſchwebt, als ich den fünften Akt des Correggios dichtete.

Digitized by Google

Bei den lieben Frommanns fand ich meine alte Heimath wieder. Sie waren Goethes Gaſtfreunde, beſuchten ihn oft in Weimar, und wenn er nach Jena kam, war er da zu Hauſe; das will ſagen: meiſtens des Abends, nach der Arbeit, denn er bewohnte mit Riemern einige kühle, große Zimmer ganz allein im alten Schloſſe, wo der Poet mitunter hinflüchtete, und ließ ſo lang den Miniſter in Weimar bleiben.

Das war nun recht ein trefflicher Aufenthalt zum Schreiben und zum Dichten; auch mußte es ja herrlich ſein, einen gebildeten, treuen, gelehrten Freund bei ſich zu haben. Das Dictiren aber iſt mir immer eine unbegreifliche Sache geweſen. Es gibt gewiſſe Augenblicke, däucht mir, wo der Menſch mit Gott und ſich ſelbſt allein ſein muß, wie beim Gebet, und der Augenblick des Dichtens iſt einer von dieſen. In eines andern Gegenwart ſcheuet man ſich doch immer etwas, ſeine Gefühle ganz frei zu äußern, ſein Herz zu öffnen. Und kann man es in der ſpätern Periode Goethes Schriften nicht mitunter abmerken, daß er einen ſolchen Aufpaſſer in den Augenblicken des Dichtens gehabt? Die ruhige, klare Darſtellungsart, Beſonnenheit und Billigkeit mögen dabei gewonnen haben, allein Begeiſterung, Bewunderung, kräftiges Gefühl? Beſtimmte, herzliche Mittheilung? Und ſoll der Dichter danach ſtreben, durch Kunſt kälter zu werden? Iſt's eine Vollkommenheit mehr, daß ſich ſeine Individualität in Allgemeinheit auflöſe? In der Dichtkunſt iſt und bleibt, ſcheint's mir, doch immer die Subjectivität die Hauptſache. Je genialer ein Dichter iſt, je vielſeitiger wird er freilich, je mehr Objecte weiß er auch in ſich aufzunehmen, und zu durchdringen. Allein die Poeſie beſteht eben, denke ich, in dieſem ſchönen Hineinbringen. In dem Werke eines Dichters iſt es beſonders ſein Geiſt

den ich bewundere. Wenn ich den Straßburger Münſter ſehe, wenn ich des alten Ritter Berlichingens Leben leſe, das Märchen von Fauſt, ſo wirkt das alles ganz anders auf meine Seele, als wenn ich Goethes Darſtellungen genieße. Darum darf der Dichter ſich weder zu vielſeitig in die Objecte verflüchtigen, als ſich zu einſeitig in das Object verſteinern; auch nicht durch Kunſt ſuchen die ſchöne Eigenheit ſeines Weſens in Allgemeinheit zu verwandeln. Er iſt und bleibt einmal eine hübſche Ausnahme, das ſoll er ſein wollen, und ſich nur hüten, kein Sonderling zu werden. — Daß der große Goethe, des Dictirens ungeachtet, uns doch immer ſo viel Schönes und Herrliches geſchenkt hat, dafür danken wir ſeinem mächtigen, durch keinen Zwang gefeſſelten Genie. Ich bin aber davon überzeugt, er würde uns bis zum Grabe noch mehr von jenem humoriſtiſchen Jugendfeuer, von jener ſchönen Leidenſchaft einer gefühlvollen Seele, ohne die Meiſterſchaft der Darſtellung einzubüßen, gegeben haben, wenn er nicht dictirt hätte. Man braucht ihn ja nur ſprechen zu hören, um davon überzeugt zu ſein!

In Jena machte ich des berühmten Philoſophen Hegels Bekanntſchaft, und gewann ihn lieb auf eine eigne Weiſe. Wir waren in einem Hauſe zuſammen, wo ein Fremder uns ein ſentimentales Lied beim Clavier vorſingen wollte. Hegel und ich ſtanden hinter dem Stuhle des Dilettanten; er konnte das Lied weder recht ſpielen noch ſingen; und dieſe Verlegenheiten, die immer das zarte Gefühl abbrachen, das wieder angeknüpft werden mußte, war ſo drollig, daß weder Hegel noch ich uns des Lachens enthalten konnten. Nun mußten wir doch höflich ſein; und daraus entſtand jener wunderliche Zuſtand, den man bei Kindern oft entdeckt, wenn ſie lachen ſollen und es nicht wagen, wodurch die

Digitized by Google

Lachluſt nur geſteigert wird. Es freute mich, den ernſten Philoſophen in dieſem komiſchen Zuſtande mit mir zu ſehen. Unſere Situation brachte uns gleich in eine Art von Vertraulichkeit zu einander; und ſo lange ich in Jena war, erzeigte mir Hegel immer Freundſchaft, und wir gingen täglich mit einander um. Er war luſtig und gutherzig; wir beſprachen auch viele ernſte Gegenſtände, ich bewunderte ſeinen Tiefſinn, und er achtete meine Meinungen und mein Denken, obſchon ich kein theoretiſcher Philoſoph war.

Mit ihm, mit Major v. Knebel (Goethes Jugendfreunde), mit dem Profeſſor Schelfer und dem Dr. Seebeck, beſtieg ich eines Tages den Berg Genſich bei Jena. Knebel erzählte mir auf dem Wege von Goethes Jugend. Es war ein warmer Tag, und wir litten an Durſt. Am Abhange des Berges war ein Garten, woraus uns Schelfer einige Handvoll Kirſchen und Johannisbeeren holte. „Wie wagen Sie das?“ fragte ich ſcherzend. „Es iſt freilich Raub!“ antwortete er mit dem Munde voller Johannisbeeren. „Ach“ — verſetzte Hegel: „Schelfer iſt Profeſſor der Botanik, daraus folgt, daß ihm alle Gewächſe und Früchte der Gegend untergeben ſind. Wenn ihm jemand bei dem Diebſtahle begegnen ſollte, braucht er nur zu ſagen, daß er botaniſire, dann iſt alles gut.“

Auf dem Zurückzuge plagte uns wieder der Durſt. Hier trafen wir nun zwar keine Johannisbeere, dagegen einen klaren Bach, um welchen wir uns Alle auf den Bauch legten, und zogen durch Grashalme das Waſſer in den Mund hinein; welches eine ſehr maleriſche Gruppe hat abgeben müſſen, und zugleich eine allegoriſche. So ſaugen Helden, Philoſophen und Dichter Erquickung durch das kleine Saugerohr des Lebens, aus dem immer fließen-

Digitized by Google

den Lebensquelle; und vergeſſen nicht die Augenblicke, wo ſie es brüderlich mit einander zuſammen thaten.

Goethe reiſte nach Karlsbad, Frommanns nach Gotha; ich erwartete immer meinen Wechſel, er blieb vierzehn Tage aus. Indeß ließ ich nicht den Muth ſinken, ich überſetzte drei Akte meines Aladdin, auf's Papier. Frommann wollte dieſes Gedicht in Verlag nehmen; Goethe hatte verſprochen, meinen Hakon Jarl, wenn er von mir ſchriftlich überſetzt wäre, auf die deutſchen Bühnen zu bringen. — Jetzt kam der Wechſel, und auch der däniſche Probſt Engelbreth. Ich beſuchte erſt noch den Superintendenten Marezoll, deſſen Predigten ich als Jüngling ſo gern in Kopenhagen gehört hatte; und reiſte drauf mit Engelbreth nach Dresden.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Dresden.

Am zwölften Juni reiſten wir im ſchönſten Wetter von Jena, durch Lützen, und ſtiegen einen Augenblick auf der Heerſtraße ab, um den Stein, mit Pappeln umkränzt, in der Nähe zu betrachten, wo der große Guſtav Adolf gefallen war. In Leipzig aßen wir Lerchen, gingen die ſchöne Promenade durch, und beſuchten des guten Gellerts Grab. Ueber Meißen kamen wir durch die ſchönſten Elb-Gegenden nach Dresden, und hier traf ich wieder eine recht reizende Natur, die ich, ſeit ich Dänemark verlaſſen, noch nicht ſo geſehen hatte; denn der Garten in Weimar war zwar hübſch, aber klein; die Gegenden von Halle können ſich nicht mit den ſeeländiſchen meſſen, und Berlin liegt in einer Sandwüſte.

Wie ich nach Dresden kam, verlangte mein Wirth meinen Paß. Ich hatte mir von Kopenhagen einen ſogenannten däniſchen Rathhaus-Paß mitgenommen, weil ich noch nicht wußte, ob ich ein Reiſeſtipendium bekommen würde. Wie ich nun das Schrei-

Digitized by Google

ben von den däniſchen Miniſtern Schimmelmann und Reventlau bekam, hätte ich gleich einen ordentlichen Paß verlangen ſollen. Das vergaß ich aber, und war von Halle nach Berlin, von Berlin nach Weimar und Jena gereiſt, ohne daß man einen Paß von mir zu ſehen verlangt hatte. Ich ſagte dem Wirthe, daß ich nur einen däniſchen Interims-Paß habe, daß ich aber gleich zu unſerm Miniſter gehen wolle, und ihn bitten, mir einen vorläufigen Schein zu geben; in vierzehn Tagen könne ich dann meinen lateiniſchen oder franzöſiſchen Paß haben.

Ich traf den Miniſter nicht zu Hauſe; um mich aber zu legitimiren, ſchickte ich ihm alle meine Briefſchaften, namentlich den Miniſterbrief, wo mir in ſehr gnädigen Ausdrücken geſagt wurde, „daß Seine Königliche Hoheit, der Kronprinz, mit Vergnügen meine Ihm dedicirten däniſchen Gedichte empfangen habe, daß er hoffe, mein Wirken würde zu Ehren und Nutzen der Litteratur beitragen, und daß er mir deshalb ein Reiſeſtipendium gebe, damit ich, zur Ausbildung meines Talents, Menſchen, Natur und ſchöne Kunſt ſtudiren ſolle.“

Herr von Bülow ließ mich rufen. Ich kam. Er trat mir mit meinen Papieren in der Hand langſam entgegen, und ſagte ſehr ernſt: „Ich ſehe hier, Sie reiſen auf Menſchenkenntniß, und doch haben Sie keinen Paß? Wie ſoll ich das verſtehen?“ — Ich antwortete: „Ihro Excellenz, eben weil ich noch keine Menſchenkenntniß habe, reiſe ich darauf, um ſolche zu bekommen.“ — „Ja, mein Herr!“ verſetzte er, „Sie ſenden mir dieſe Briefſchaften, um mir ihre Perſönlichkeit zu beweiſen. Ich will Ihnen aber etwas ſagen: Setzen wir den Fall, Sie verlieren dieſe Briefe, ein Andrer findet ſie, und bringt mir ſie und gibt ſich für Sie aus, (wir haben neulich einen ſolchen

Digitized by Google

Fall gehabt;) ſoll ich ihm deshalb auf's Wort glauben?" — Ich antwortete: „Ich kann es Ihro Excellenz gar nicht verdenken, daß Sie an meiner Ehrlichkeit zweifeln, Sie können es mir aber auch nicht verdenken, daß es mir ſehr unangenehm iſt. Ich will Ihnen aber einen Vorſchlag thun!" verſetzte ich launig: „Sie hören, daß ich ein Däne bin; geben Sie mir ein Thema, welches Sie wollen, nebſt Feder und Dinte, ſo mache ich Ihnen gleich einen Vers darauf. Dann ſollte es doch ſonderbar ſein, wenn es ſo zuſammen träfe, daß der unrechtmäßige Finder der Briefe zugleich auch ein däniſcher Dichter wäre. Doch, ich weiß noch ein andres Mittel!" verſetzte ich: „Wenn ich nicht irre, begegnete ich dem Herzog von Weimar auf der Straße. Er hat mich bei ſeiner Frau Mutter, der verwittweten Herzogin geſehen, ich will Seine Durchlaucht um ein Paar Zeilen bitten, wodurch ich mich legitimiren kann, bis mein Paß von Kopenhagen kommt, ich habe ſchon danach geſchrieben." — Jetzt fragte der Miniſter, ob ich nicht Platz nehmen wollte, es ließe ſich wohl Alles noch machen, ich verbeugte mich aber, und empfahl mich gehorſamſt.

Weiter hatte ich keine Unannehmlichkeit von dieſer gewiß unverzeihlichen Jugendvergeßlichkeit; denn ich brachte einen Brief mit von Goethen an den Herrn Appellationsrath Körner; meine Landsleute Dr. Brøndſted und Dr. Koes kamen bald darauf nach Dresden; nachher auch der Biſchof Münter; und ſo war es mir ein Leichtes, meine Perſönlichkeit zu beweiſen. Der Miniſter, der gegen mein Ich gar nichts einzuwenden hatte, ſondern nur an deſſen wahrem Daſein zweifelte, lud mich jetzt zu ſeiner Tafel ein. Ich entſchuldigte mich aber dankbar; es war mir unangenehm einen Mann wieder zu ſehen, der einen Augenblick daran gezweifelt hatte, daß ich ein redlicher Menſch ſei. Es half nichts,

Digitized by Google

daß man mir ſagte: „Aber er kannte Dich ja nicht!“ Im jugendlichen Dünkel antwortete ich: „Er hätte mir auf's ehrliche Geſicht glauben ſollen.“ — Seine Töchter traf ich nachher mitunter bei Körners, ſie waren ſehr liebenswürdig und geiſtreich, wir ſprachen oft freundlich mit einander, und ich begleitete ſie eines Abends grade nach der Hausthüre.

Körner war Schillers Jugendfreund geweſen, in ſeinem Weingarten hatte der unſterbliche Dichter ſeinen Don Carlos geſchrieben. Die ganze Familie hatte viel Sinn für Poeſie. Theodor, der nachherige Held und Tyrtäus, war damals ein hübſcher vierzehnjähriger Knabe, der, wenn ich ihnen meine Gedichte vorlas, ſehr fromm und aufmerkſam zuhörte. Seine Schweſter Emma malte ſchön, eine Mamſell Kunze, die bei ihnen wohnte, ſang vortrefflich. Der ſchöne, geniale Italiener Pär, den Napoleon nachher als Kapellmeiſter nach Paris berief, kam viel ins Körnerſche Haus, und ich hörte ihn mit den Damen mehreres von ſeinem Sargino ſingen. Die Mamſell Stock, eine vorzügliche Paſtell-Malerin und Schweſter der Körner, war munter und witzig, und wollte mich über meine gar zu große Jugendlichkeit mitunter gern ein wenig aufziehen.

Es freute mich Muſik in der katholiſchen Kirche zu hören. Zwar war die Kirchenmuſik dort nicht immer nach meinem Sinne; ſie war mir oft zu ſinnlich, zu prächtig lärmend, ich vermißte die Wehmuth, das treue, ernſte Gefühl; und obſchon die gewaltigen Discant-Stimmen der Sopraniſten mir anfangs imponirten, ſo konnte ich doch nicht umhin über ihre Exiſtenz zu reflectiren, welche Reflexionen mein religiöſes Gefühl noch mehr ſtörten. Ich ſprach einſt mit einem anderen Zuhörer, der voll Bewunderung war — darüber. „Sind Sie auch ein ſolcher nordiſcher Barbar,

frug er, „daß Sie der großen Kunſt kein kleines Opfer gönnen?“ „Man ſollte ſolche Virtuoſen,“ antwortete ich, „wie *Bäſſe* in Futterale verwahren und hinſetzen, wenn man ſie gebraucht hat. Es ſchneidet mir im Herzen, einen ſolchen ſchwämmigen, aufgedunſenen Halbmann zu ſehen. Es iſt mir zuwider, daß ein armer Menſch, an dem ſich die Menſchheit verſündigt hat, als Wortführer der Menſchheit auftreten ſoll, und Bravourarien zu Gottes Ehre krähen. Das kann mein Herz weder rühren, ſtärken noch erheben; und was bedeutet eine Kirchenmuſik, die *das* nicht vermag?“ — Der bewundernde Kenner zuckte die Achſeln, und hatte vermuthlich mit meinen trivialen Anſichten ein inniges Mitleid.

Immer hat mich eine herrſchende *Mode*, die ſich den Anſchein von Geſchmack und Kunſtſinn geben wollte, geärgert. Jetzt ſollte alles Katholiſch, Altdeutſch, Italieniſch ſein, und was das nicht war, war vom Uebel. Ich fühlte einen Trieb in mir, mich der verſchmäheten Gegenwart, der Leiſtungen einer neueren Zeit anzunehmen. Durch Goethe, der ganz auch dieſe Neigung hatte, und das „*Franz-Sternbaldiſiren*,“ wie er es nannte, nicht leiden mochte, fühlte ich mich in meiner Meinung beſtärkt.

Ich beſah die Bildergallerie. Ich habe ſchon erzählt, daß ich in der Zeichenkunſt nicht unwiſſend war, und Alles, was die Malerei von Poeſie in ſich übertragen kann, konnte mir, der ich ſelbſt ein Dichter war, nicht fremd und gleichgültig ſein. Das war aber bei weitem nicht genug, das nannte man jetzt nur etwas Untergeordnetes. Mit dem religiöſen Gefühle ſollte man die Werke ergreifen, ſo könne man nur ein Kunſtkenner werden. Ich dachte: Auch gut! Alles Poetiſche gründet ſich ja zuletzt auf ein religiöſes Gefühl; fühlen kann ich auch. Aber wieder fehlgeſchoſſen! Es durfte kein *natürliches* Gefühl ſein; dies ward

Digitized by Google

entweder als ſeicht oder gottlos ausgeſcholten; eine erhitzte Phantaſie ſollte ſich nur an myſtiſchen Bildern weiden, und wenn die Bilder auch apocalyptiſch wären, ſo wäre ein heidniſcher, griechiſcher Geſchmack hier ganz an ſeiner unrechten Stelle.

Wie leicht ein ſolcher Kunſtſinn in geiſtloſen, ungebildeten Jünglingen zu erwecken war, iſt leicht zu begreifen; und deswegen traf ich auch alle Augenblicke Kunſtkenner, die nicht wußten, wie ein Arm oder ein Bein eigentlich ausſehen ſollte, die in ihrem Leben keine Menſchenphyſiognomie aufmerkſam betrachtet hatten, und kaum grün von blau unterſcheiden konnten; die aber ſehr tief und vornehm von alten Meiſterwerken ſprachen, und mit der größten Verachtung auf alles Neuere herunterſahen.

„Auch der Beſſere will mich anders, doch Du Muſa gebieteſt mir allein," ſagt Goethe. Wenn ich von dem pecus imitatorum ſpreche, ſo ſpreche ich nicht von den geiſtreichen Männern, die durch ihre Schriften zu ſolchen Uebertreibungen Anlaß gaben. Ich hege die größte Achtung für jeden genialen Blick, für jede originelle Idee, die ſich auf etwas Wahres und Schönes gründet. Die neuere Schule hatte das Verdienſt, die Welt beſſer als es vorher geſchehen war, auf die Werke der Kunſt des gar zu wenig gekannten Mittelalters aufmerkſam zu machen; und ich glaube, ſie hatte mehr Recht, die Gemälde als die Gedichte jener Zeit Meiſterſtücke zu nennen. Welcher Menſch von Geiſt und Herz ſieht nicht ein, daß eine poetiſche Compoſition, ſchöne charakteriſtiſche Geſichter und ein lebendiges, friſches Colorit meiſterhaft zu nennen iſt; wenn auch das blödeſte Auge gewiſſe techniſche Fehler gleich entdecken ſollte? Welcher Verſtändige verachtet nicht eine oberflächliche, vornehme Manier vieler neueren Italiener und Franzoſen, worunter ſich eben ſo viele techniſche

Digitized by Google

Fehler verbergen wollen, indem Mangel an Geiſt, Gefühl und Phantaſie in die Augen ſpringt?

Ich beſah zum erſtenmale die Gallerie in der Geſellſchaft einer ältern Freundin, einer kreuzbraven Frau, die aber im hohen Grade von der neuen Krankheit angeſteckt war. Mit ihr trat ich hin vor Rafaels Madonna. Ich erſtaunte vor der außerordentlichen Schönheit und Wahrheit in dieſem Bilde, als ich aber meine Freundin weinend und beinahe knieend ſah, wie eine Katholikin vor dem Heiligenbilde, und ſie mich ſo in einem Bekehrungston fragte: „Nun Oehlenſchläger! was ſagen Sie jetzt?" Antwortete ich kalt: „Es iſt ſehr hübſch!" „Gott im Himmel," ſeufzte ſie, „hübſch nennen Sie Rafaels Madonna?" „Liebe Frau!" antwortete ich freundlich: „Glauben Sie, daß Rafael ein ſolches Bild hätte malen können, wenn er ſo geſeufzt und geweint hätte?"

Ich trat ſpäter wieder allein hin vor das Bild, und begriff nicht, wie ſo viel jungfräuliche Heiterkeit, Schönheit, und ſüße, naive Kindlichkeit Anlaß zu Zerknirſchung und wehmüthiger Betrachtung geben könnte. Daß Maria mit dem Jeſuskinde wie von der Erde zum Himmel hinauf zu ſchweben ſchien — war ja wieder herrlich und luſtig. Das thut immer die Unſchuld einer reinen Seele. Ich ſchrieb gleich ein Gedicht über dieſen Gegenſtand, welches ich in der Novelle die Mönchbrüder aufgenommen habe. Noch ſchrieb ich zwei andre Gedichte: „Künſtlers Morgen- und Abendgebet, nebſt Künſtlers Litanei, an den großen Feſttagen zu ſingen," welche man in der kleinen Liederſammlung findet. Ich that es, um meinem Herz Luft zu machen; denn ich befand mich unter Kunſtkennern, wie ein Mann, der zwiſchen einem glühenden Ofen, und einem offenen Fenſter

ſitzt, ſo daß ihm die eine Seite ganz heiß, und die andre ganz kalt wird; und das kalte, ſeelenloſe Demonſtriren nach ſpitzfindigen, einſeitigen Regeln war mir eben ſo verhaßt, wie das düſtre Schwärmen.

Ich ſchreibe hier keine Kritik der Kunſtwerke, und werde mich wohl hüten, dieſen Band mit weitläuftigen Urtheilen über Gemälde zu füllen. Ich habe immer geſucht, Sinn und Blick auch für maleriſche und plaſtiſche Darſtellungen zu üben, wie es einem gebildeten Menſchen, einem Dichter und einem Lehrer des Schönen geziemt; um aber ganz in das Detail ſolcher Sachen einzugehen, muß man ſelbſt ausübender Künſtler ſein; im Allgemeinen haben Winkelmann, Leſſing und Goethe trefflich über Kunſtwerke gedacht, Wackenroder und Tieck ſchön darüber gefühlt und phantaſirt; und ich habe ihre Abhandlungen und Herzensergießungen gern und wiederholt geleſen.

Und wie gern kehrte ich einmal wieder zurück nach der ſchönen Dresdner Gallerie, deren Meiſterſtücke ich nach drei und zwanzigjähriger Abweſenheit noch nicht vergeſſen habe. Noch erinnere ich mich der herrlichen Bilder Correggios; bei dem mich doch die in ſeiner erſten Manier kräftiger, rafaeliſcher anſprachen, als die berühmte Nacht. Wie freute mich der ſtrenge predigende Chriſtus von Giovanni Bellini, ein wahrer Gegenſatz zu dem ſüßlichen Chriſtus-Geſichte des Carlo Dolci, das ſich in Harmonicatönen aufzulöſen ſcheint. Noch ſehe ich das ſchöne, klare Bild der Mutter Gottes von Holbein, von der gutherzigen Bürgermeiſterfamilie angebetet. Der Bilder der herrlichen Schüler Rafaels Franciſco Penni, Giulio Romano und Andrea del Sarto erinnere ich mich noch! und nun alle die niederländiſchen und flamänniſchen Herrlichkeiten einer treu und wahr aufgefaßten Natur. —

Digitized by Google

Mit dem Maler von Kügelchen machte ich Bekanntſchaft, und er malte mein Bild, das wahrſcheinlich noch in Dresden iſt. Er malte auch den Philoſophen Adam Müller, deſſen Vorleſungen ich hörte, die mich aber nicht ſonderlich erbauten. Wunderbar genug hatte Kügelchen eben ein großes Stück vollendet, welches den vom Discus verwundeten Hyazint ſterbend in Apolls Arme darſtellte. — War das ein Vorgefühl Deines eigenen Schickſals, armer Kügelchen? Auch Du warſt ein Freund des Muſengottes; durch deine Kunſt erwarbſt Du Dir Vermögen, Rang und eine geliebte Braut. Da ſchlug eine unſichtbare Gewalt den Discus zurück, und zerſchmetterte Dir Dein eigenes Haupt! —

Meine Landsleute Brøndſted, Koes und Engelbreth, wollten eine Fußreiſe in die ſächſiſche Schweiz machen, ſchnürten ihr Bündel, und ſchlugen mir vor, mit zu folgen. Es war mir aber mitten im Sommer gar zu heiß; ich wußte zum Voraus, daß die Sonnenhitze und die Abkühlungen mir einen Catharr zuziehen würden, der mir die Freude verleiden würde, und ſagte: „Nein, Kinder! zieht ihr in Frieden! Ich bin keiner der „Liebenswürdigen," wie die Nymphe ſagt in Goethe's: „Was wir bringen," die ſich's ſo ſauer werden laſſen, überall die holden Naturſcenen aufzuſuchen." Jetzt bin ich in Dresden, und ſo will ich die Dresdnerfreude ruhig und in vollen Zügen genießen. Ich liebe mehr ein gutes Gericht, als viele kleine Schüſſeln, wonach ich meinen Appetit einrichten muß."

Sie ſtellten mir vor, daß dieſe Sophismen nur ein ſchlechter Erſatz für die Schönheit der Rieſengebirge ſei. Ich ſagte ihnen mein Lebewohl, wünſchte, daß ihnen nur der Rübezahl nicht zu viel Schabernack anthun möchte, und ſie gingen. Um mich zu

Digitized by Google

tröſten wandelte ich mitunter des Nachmittags außer der Stadt in ein Theater, was man, glaube ich, die Salope nannte, und das weiter nichts zu bedeuten hatte; nur war der Spaziergang da hinaus hübſch, und der Ort comfortable, denn man konnte im grünen, kühlen Schatten ſitzen und Gefrornes eſſen, während die Schauſpieler ſpielten. Hier traf ich einmal Zacharias Werner, der ſehr freundlich und leutſelig war, er verſchwand aber gleich wieder, wie eine Sternſchnuppe, und erſt drei Jahre darauf machte ich in Coppet ſeine eigentliche Bekanntſchaft. Ich war alle Tage in der Bildergallerie, beſah auch die Antiken und die Mengſiſchen Abgüſſe. Bei den Antiken ſtörten mich nur zu oft die Reſtaurationen der Glieder einer ſchlechten Zeit, die ſo aufgedunſen gegen den übrigen Körper abſtachen, als ob es wirklich Würſte oder Puddings aus einer Reſtauration der Garküche geweſen wären.

Wie ich eines Tages nach Hauſe kam, erzählte mir das Mädchen, daß ein gewiſſer Herr Ludwig Tieck dageweſen und mich hatte beſuchen wollen. Ich lief gleich wieder in die Gallerie hinauf, in der Hoffnung ihn zu finden. Da traf ich Herrn von Rumohr, ſeinen Reiſegefährten, der mit mir in die Bibliothek hinauf ging, wo ich Tieck über einem alten Manuſcript des Heldenbuchs ſitzen ſah. — Er kam mir freundlich entgegen; wir ſprachen vertraut und zuverſichtlich mit einander als Brüder, die ſich ſeit lange nicht geſehen hatten. Sein ſchönes, characteriſtiſches Geſicht, ſein ſonores Organ, ſeine bewunderungswürdige Beredſamkeit, ſein geiſtreiches, braunes Auge nahmen mich gleich für ihn perſönlich ein, und ich gefiel auch ihm. — Ich dachte an das ſchöne Verhältniß zwiſchen Franz und Sebaſtian, zwiſchen Albrecht Dürer und Lucas von Leiden in ſeinem Franz Sternbald; und in

Digitized by Google

den wenigen Tagen, wo wir zuſammen waren, lebten wir auch ganz ſo mit einander. Ich las ihm meinen Hakon Jarl vor, mehreres aus Aladdin und das Evangelium des Jahres. Er zollte mir ſeinen herzlichen Beifall, und beklagte, daß nicht Novalis lebe, und mein Evangelium des Jahres hören könne. Ich ſaß eines Mittages bei ihm, und wir tranken Brüderſchaft. Er las mir wieder Holbergs Hexerei oder blinden Lärm vor, ich bewunderte ſein Talent zum Vorleſen, und freute mich, daß er den Holberg etwas anders nahm, als wir Dänen es gewohnt ſind; es klang mir wie die Mutterſprache in dem Munde eines ſchönen ausländiſchen Mädchens, mit etwas fremdem Accent. Wir disputirten auch — aber freundlich, ohne Bitterkeit. Ich geſtand ihm, daß mir ſeine Liebe und Bewunderung für die altdeutſche Poeſie etwas zu ſtark ſchiene; daß dieſe alte Zeit zwar ſehr poetiſch geweſen, aber keine große Poeten gehabt hätte; Stoff zum Dichten gebe ſie genug, die alten Dichtungen wären merkwürdig, und voll herrlicher Motive. Auch meinte ich, daß man der Ariſtokratie und der Hierarchie nicht zu ſehr das Wort reden ſolle; und nicht zu viel auf Aufklärung ſchelten. Tieck billigte übrigens gar nicht die Uebertreibungen der Schule, und das einfältige frömmelnde Weſen ärgerte auch ihn. — Sehr weich und gerührt waren wir beide, als wir von einander Abſchied nahmen. — Ich glaubte damals nicht, daß er ſpäter ſo ſehr gegen das milde Gefühl eingenommen werden ſollte; daß er es nur weiche Sentimentalität ſchelten würde, und als etwas Geſchmackloſes und Albernes aus der Poeſie hinausweiſen. Wo iſt Liebe, ohne Wehmuth und Sehnſucht? und gibt es für dieſe ſchöne Gemüthsſtimmung eine andre poetiſche Sprache, als begeiſterte Sentimentalität, als die elegiſche Klage einer treuen Seele?

Digitized by Google

Ein ſolches Gefühl iſt von ſüßlicher Coquetterie falſcher Eitelkeit leicht zu unterſcheiden; und man kann wohl ſeinetwegen, wie Göthe der Phantaſie wegen, bitten:

„Daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleidige!"

Als Tieck weggereiſt war, fragte mich eines Tages ein Herr von Zeſchwitz, ob ich ſeinen Bruder, den Amtshauptmann, beſuchen wollte, der eine Meile von Dresden wohnte. Ich willigte gern ein; und es freute mich des jovialiſchen, geiſtreichen Amtshauptmanns Bekanntſchaft zu machen. Er war unverheirathet, und bewohnte ganz allein mit ſeinen Leuten ein großes Haus. Er kam mir vertraut und heiter entgegen. „Ich mache morgen eine kleine Reiſe nach Teplitz," ſagte er; „ich habe meinen eignen Wagen, wollen Sie mir wohl das Vergnügen erzeigen, mitzufahren und mein Gaſt zu ſein, ſo wird mir die Reiſe doppelt angenehm."— Ohne mich lange zu bedenken, antwortete ich: „Sehr gern! ich muß aber erſt in Dresden mein Bündel holen."— „Dann laſſe ich gleich anſpannen" rief er, „Sie fahren nach Dresden, holen ihr Bündel, bleiben dieſen Abend und dieſe Nacht bei mir, und morgen reiſen wir fort." — „Mit Vergnügen!" antwortete ich; und im Wagen ſitzend und nach Dresden rollend dachte ich: das iſt doch was andres! So mag ich wohl die Naturſchönheiten genießen! War es nun nicht gut, daß ich nicht den fußreiſenden Landsleuten folgte?

Vorher hatte ich von Dresdens Umgebungen nur das ſchöne Tharand geſehen; welches mich doppelt intereſſirte, weil Steffens da ein merkwürdiges Jahr ſeines Lebens zugebracht hatte.

Digitized by Google

Jetzt fuhr ich mit meinem heitern, zuvorkommenden Wirthe nach Teplitz, und bekam ſo auch etwas von Böhmen zu ſehn. Unzähligen Kruzifixen und Heiligenbildern fuhren wir vorbei. In Teplitz war ein großer Garten voll Herren und Damen, ein hübſches Theater, luſtige Muſik, ein guter Gaſthof. In Außig gingen wir in die Kirche. Eine Mutter trat eben auch da hinein mit ihrer kleinen Tochter; beim Eintritt nahm die Frau Weihwaſſer aus dem bei der Thüre ſtehenden Keſſel, und beſprengte des Kindes Geſicht. Das kleine Mädchen wußte nicht was es war, blinzelte und rieb ſich die Augen mit den zarten Händchen. Ein gar hübſches Bild, zwiſchen den Kirchenpfeilern, während die Sonne einen ſchrägen Strahl durchs Fenſter in die Kühle hinunter ſandte. Auf der Elbe ſegelten wir nach Schandau, kamen aber post festum; es war nur noch ein Dutzend Badegäſte da. Auf dem Königſtein, eine unüberwindliche Feſtung, von der großen Architektriſe Natur gebaut, ſtaunten wir über den tiefen Brunnen, der 900 Ellen ſenkrecht hinunter durch Porphyr geht. Um uns die Tiefe zu verſinnlichen, ließen die Leute erſt einen Leuchter voll angezündeter Lichter hinuntergehn. Der Schein verlor ſich nach und nach, und drohete ganz zu erlöſchen, bis es endlich wieder matt zu leuchten anfing, und das war der Wiederſchein auf der tiefen Waſſerfläche des Brunnens. Drauf holten ſie eine Tonne Waſſer herauf, ein altes Glas, worauf Knittelverſe eingegraben waren, wurde uns drauf voll diamanthelles eiskühles Waſſer gereicht, wie eine Gabe der Unterwelt, des Rieſen Ymers kaltes Blut. Dann warfen ſie wieder einen Eimer Waſſer hinunter. Ich horchte vergeblich nach, wandte mich zu meinem Gefährten und ſagte: „ich habe nichts gehört!“ „Still!“ flüſterte er, und in dieſem Augenblicke fiel erſt das Waſſer mit

Digitized by Google

lautem Raſſeln. In ſolchen Augenblicken correſpondirt die Kraft ewiger Natur aus der Ferne mit unſerer Seele durch große Telegraphbuchſtaben.

Auf der Elbe ſchifften wir wieder nach Dresden, und die drückende Mittagshitze auf dem Fluſſe ausgenommen, hatten wir eine ſehr angenehme Reiſe gemacht

Ich ſaß ſchon lange ruhig wieder am Schreibepulte in Dresden, als meine Landsleute, von der Sonne wie Tartaren verbrannt, eines Tages zu mir hereintraten. „Ei," rief ich — „ſeid Ihr ſchon zurück! Barmherziger Himmel, wie ſeht Ihr aus! der Rübezahl hat Euch ja zu Mohren geſchwärzt." — „Dann haben wir aber auch etwas geſehen!" antwortete Bröndſted mit ſtolzem Bewußtſein. „Und wenn ich nun vielleicht eben ſo viel als Ihr geſehen hätte, obſchon ich hier ſeit acht Tagen wieder ſitze und arbeite?" Ich erzählte ihnen mein Abentheuer. „Je größerer Schelm, je größeres Glück!" riefen ſie alle. Engelbreth reiſte kurz darauf nach Dänemark zurück, und ich, der erſt beſchloſſen hatte über Wien nach Italien zu eilen, ging mit Bröndſted und Koes, um in ihrer Geſellſchaft zu bleiben, wieder über Weimar nach Paris

Wie wir aber in Weimar eine noch größere Geſellſchaft trafen, wird der Leſer im folgenden Kapitel erfahren.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Die Schlacht bei Jena.

Ich las damals noch keine Zeitungen. Es iſt unbegreiflich, warum oft junge Leute ſich ſo wenig um Politik bekümmern, da es doch die Geſchichte des Tages iſt. Weitſchweiſige, diplomatiſche Verhandlungen in Friedenszeiten mögen wohl davon abſchrecken, bis es Gewohnheit wird, ſich nicht um ſolche Sachen zu kümmern; und ereignet ſich dann eine wichtige Begebenheit, ſo weiß der Jüngling ſich nicht gleich in die Verhältniſſe hinein zu finden. Freilich wird das Zeitungslesen der Aeltern oft eben ſo unvernünftig getrieben, ſo daß ſie vor lauter Zeitungen gar keine Zeit zu andrer Lectüre bekommen. Eine halbe Stunde täglich, meine ich, iſt genug, um ſich vom Wichtigen und Merkwürdigen der Staatsverhältniſſe eine ordentliche Kenntniß zu verſchaffen.

Nun wußte ich freilich, daß Preußen und Frankreich Krieg mit einander führen ſollten. Daß Napoleon ſeine Heere zwiſchen der Elſter und der Saale vorſchieben, und ſo die verbündete Armee von der Elbe abſchneiden würde, wußten damals noch nicht einmal die deutſchen Generale, wie ſollte denn ein junger däni=

Digitized by Google

ſcher Poet das wiſſen. Beſſer wäre es doch geweſen, nach Wien gegangen zu ſein. Bröndſted aber und Koes, die fleißige Zeitungsleſer waren, verſicherten, es habe keine Noth; und ſo ließ ich mir es gern gefallen, um mich von den lieben Landsleuten nicht zu trennen, und um Goethe noch einmal zu ſehen.

Als wir nach Weimar kamen, trafen wir ihn im Schauſpiele: „Nun ſeid Ihr," ſagte er, „wo Ihr billig nicht ſein ſolltet; weil Ihr aber hier ſeid, ſo ſeid willkommen!" Dieſen Abend und den folgenden Mittag brachte ich bei ihm in alter Behaglichkeit des Friedens zu. Weiter zu reiſen, fanden wir nicht rathſam; wir entſchloſſen uns da zu bleiben, um den Ausgang der Sache zu erwarten; und dieſen Ausgang bekamen wir denn in der Nähe zu ſehen.

Das preußiſche Hauptquartier kam nach Weimar, der König, die Königin kamen auch. Alle Tage ſah ich die Straßen ſich mit großen, wohlgewachſenen, preußiſchen Officieren füllen, die ſehr emſig mit einander ſprachen, und in Papiere ſahen. Auch waren ſie alle Abende im Schauſpiel. Das Lager ſtand außer Weimar; ich ging es mit Goethen durch, und dachte an Wallenſteins Lager von Schiller. Welche wunderbare, große, bewegliche Stadt, voll kleiner Hütten, wo der tapferſte Soldat doch alle Tage, oder wenigſtens die meiſten Nächte Frieden halten muß, weil er eſſen, trinken und ſchlafen ſoll. Die Marketenderinnen ſchienen mir ein wunderliches Volk zu ſein. Auch das Pflegen der Weiber können die wildeſten Krieger nach den blutigen Schlachten nicht ganz entbehren. Ein Marketender iſt nichts gegen eine Marketenderin. Ich dachte an die Trefflichgeſchilderte in Schillers Lager; dann an die leichtfertige Courage im alten Roman des Simpliciſſimus, und endlich an die cimbriſchen Frauen, die ſich ver-

zweifelt an die Pferdeſchweife hingen, als ihre Männer entfliehend aus der verlornen Schlacht kamen.

Nun näherte ſich der merkwürdige 14. Oktober. Schon die vorhergehenden Tage vernahmen wir die Kanonen in der Ferne donnern; jetzt hörten wir ſie in der Nähe. Wir wußten anfangs weder aus noch ein. Ich lief vom Elephanten, wo ich wohnte, nach Goethes Haus. Da gab man mir den Troſt, daß die Schlacht ſich aus der Gegend ziehe; auf dem Markte traf ich aber den Satiriker Falk, blaß wie eine Bildſäule ſtehen; er verſicherte — daß alles verloren ſei. Neulich hatten wir einige aus der Schlacht mit Kriegsgefangnen kommende Preußen auf dem Markte die Pferde der Gefangenen an Bürger verkaufen ſehen. — Jetzt flohen ſie zu Dutzenden, mit hängendem Zügel, durch die Stadt: „wo geht der Weg in die Gebirge?“ riefen ſie. „Hier ſind keine Gebirge.“ — „Wo geht der Weg, wo keine Franzoſen ſind?“ fragten ſie wieder, und ohne die Antwort zu erwarten, verſchwanden ſie.

Vorher war ein junger ſchleſiſcher Officier in unſern Gaſthof gebracht worden. Eine Kanonenkugel hatte ihm ein großes Stück Fleiſch aus dem Schenkel, und die Franzoſen hatten ihm alles Geld genommen. Brøndſted lieh ihm eine nicht unbedeutende Summe. Ein Feldſcheer, ein närriſcher Kauz, der im Frieden unſer Gelächter erregt haben würde, erregte jetzt unſern Unwillen. Er lief in bloßen Hemdärmeln, mit einem langen dreieckigen Hute auf dem Kopf umher; und kaum hatte er den armen jungen Menſchen verbunden, ſo riß er die Bandage wieder auf, um es beſſer oder ſchlechter zu machen. Der Verwundete ſtarb ein Paar Tage darauf, und hätte wohl auch nie geheilt werden können. Ein Jahr ſpäter bekam Brøndſted von der Familie in Schleſien, mit

Digitized by Google

vielen Dankſagungen, weil er den braven Jüngling ſeine Todesſtunde erleichtert hatte, das vorgeſchoſſene Geld zurück.

Während der Schlacht las ich einige Kapitel in Smollets Peregrine Pickle, die mich ennuirten, und ich dachte: wie kann man poetiſch ſo trivial ſein, wenn es in der Wirklichkeit ſo erhaben zugeht?

Jetzt fingen die Franzoſen an mit Kanonen in die Stadt hineinzuſchießen. Wir ſtiegen hinunter und ſetzten uns auf eine Kellertreppe, um nicht verwundet zu werden.

Wie es weiter gehen ſollte, wußte niemand. Flüchteten die Preußen ſich in die Stadt hinein, ſo ſahen wir voraus, daß es hier wie in Lübeck zugehen würde. — Das Geld, wovon wir ein halbes Jahr in Paris leben ſollten, hatten wir in guten Louisdors eben in Leipzig geholt. Wir vertheilten die Summe, und banden die Goldſtücke hinten in unſere Halstücher. Da würden ſie die Franzoſen leicht gefunden haben, hätte uns nicht das Schickſal gerettet.

Plötzlich wurde es ſtill in Weimar, wie in einem Grabe. Alle Läden waren geſchloſſen, kein Menſch auf der Straße zu ſehen, und die Oktoberſonne ſchien durch den Pulverdampf, der ſich hoch in die Luft verbreitet hatte, wie ein nächtlicher blaſſer Mond. Nun rückten die Franzoſen anfangs ganz ordentlich Schaarenweiſe hinein, und quartirten ſich in die verſchiedenen Häuſer ein. Unſer Wirth hatte den Kopf verloren, herzte einen kleinen Knaben, und rief: „ach mein lieber Sohn! wenn ſie nur Dir nichts zu Leide thun." Wir riethen ihm, alle Schränke aufzumachen, und den ſich nähernden Huſaren mit Herzſtärkungen entgegen zu kommen. Acht hübſche Leute, von der Sonne verbrannt, mit Schweiß be-

Digitized by Google

deckt, hielten im Thorwege. „Bourgois!“ riefen ſie noch auf den Pferden — „du vin! du l'eau de vie du kirswaser!“ — Der Wirth kam heraus mit Bouteillen, ſie ſetzten ſie vor den Mund und tranken begierig. Drauf ſtiegen ſie ab, und traten in die Stube, meiſtens Unterofficiere. Wir zeigten ihnen unſere Päſſe, und beriefen uns auf unſere däniſche Neutralität. — Sie verſicherten uns höflich, wir hätten nichts zu befürchten. Von den Preuſſen ſagten ſie: „Ils se battent bien, mais ils ne comprennent pas la guerre.“ — Der eine Unterofficier wollte ein warmes Nachtcamiſol kaufen. Wir ließen einen Krämer kommen; der Kriegesmann bekam die Waare, und fragte nach dem Preiſe. Wir zupften den Krämer an dem Aermel, er verſtand den Wink, und verſicherte, er nehme keinen Heller dafür. „Ah Monsieur, vous êtes tres honnête!“ ſagte der Franzoſe, und der Krämer eilte von dannen, um nicht mehrere Waaren auf die Art zu verkaufen.

Die Franzoſen ſetzten ſich jetzt zu Tiſch, und ungeachtet der außerordentlichen Menge, die in die Stadt hinein drang, und alle Häuſer füllte, fand eine vollkommene Stille und Ruhe in den erſten Stunden ſtatt, über welche man ſich nicht verwundern konnte. Sie kamen alle von der Schlacht, waren müde, hungrig und durſtig.

„Aber nachdem die Begierde der Speiſ' und des Trankes geſtillt war“

und „ſie ſich im Wechſelgeſpräch mit einander über die gewonnene Schlacht erfreut hatten,“ da gingen ſie auf Abentheuer aus, um Beute zu gewinnen, und dann fing das rechte Unglück an.

Digitized by Google

Glücklicherweiſe hatten wir ſehr wackere Leute zur Einquartirung bekommen, die uns halfen das Haus gegen die Menge die hineindringen wollte, zu vertheidigen. Ein abſcheulicher Marodeur wollte eben durch die Pforte hinein ſchlüpfen, als unſer braver Unterofficier ihn beim Kragen griff und in die Goſſe hinauswarf, mit den Worten: „Brigand! je l'ecraserai la tête!“ Mit Steinen und Balken verrammelten wir drauf die Pforte. Draußen auf dem Markte bivouakirten Soldaten zu hunderten, die nicht in Häuſern Platz finden konnten.

Ermüdet von den Spännungen des Tages, warfen Koes und Bröndſtedt ſich aufs Bett, und ich mich auf das Sofa. Im oberſten Stockwerk hatten wir ein Paar Zimmer bekommen; die Franzoſen zechten im unterſten, und ließen ſich von dem auf der Bank liegenden, ſterbenden, jungen Schleſier in ihrer Freude nicht ſtören; ſtörten auch ihn weiter nicht. — Ich hatte nicht lange geſchlafen, ſo erweckte mich ein Laut, der mir erſt von miauenden Katzen herzurühren ſchien. Ich ſchlage die Augen auf — die Stube iſt licht, wie beim hellen Tage! Ich trete vor's Fenſter — die Stadt brennt! Ich höre wieder das Geſchrei, es iſt das Heulen verzweifelnder Weiber und Kinder.

Einen gräßlicheren Augenblick habe ich nie erlebt. Gott! rief ich, und rang die Hände, zu welchem Greuel ſind wir hieher geeilt. Die Verwüſtung Magdeburgs ſtand mir klar vor den Augen. Glücklicherweiſe wurde das Feuer bald gelöſcht, welches einige Elende angezündet hatten, um beim Brande beſſer plündern zu können. Unſer Haus wurde nicht mehr angegriffen. Die Stadt wurde im Ganzen geplündert, ſonſt fielen keine Verbrechen vor; der Vater unſeres Wirths hatte im Keller eine Eiſentruhe verloren, worin er 6000 Thlr. verwahrt hatte. War es nun die

Digitized by Google

entfernte dritte Etage des Hauſes, oder unſere däniſche Neutralität, oder der bloße Zufall, was uns ſchützte, — genug von unſern im Halstuche verwahrten Louisdor's verloren wir keinen einzigen. Des Tags darauf kamen die Generale Augereau und Berthier im Elephanten zu wohnen; ſie nahmen freilich das ganze Haus, Küche und Keller in Beſitz, ließen uns doch unſere Zimmer behalten; nur mußten wir den ganzen Tag mit einer Brodrinde und einem Glaſe Wein vorlieb nehmen, während die franzöſiſchen Officiere praßten und zechten; ſo hatten wir wieder den Troſt Sauvegarden vor dem Hauſe zu ſehen, wodurch wir vor fernerem Raube geſichert waren. Sobald Napoleon kam, hörte das Plündern auf — es war aber nicht viel mehr zu nehmen. Ein ſtrenges Verbot ging gegen das Rauben aus; und wir hörten täglich 7 bis 8 mal die Gewehre im Parke knallen, weil dort plündernde Soldaten gleich erſchoſſen wurden. Als der Kaiſer kam, ſoll er der ihm im Schloßthore begegnenden Herzogin zugerufen haben: „Eh bien! vous avez voulu la guerre! la voilà!“ Bald gewann ſie ihn aber durch ihre leutſelige, geiſtreiche Sanftmuth. — Der General Schmettau wurde von den Franzoſen mit allen militäriſchen Ehren zur Erde beſtattet; es ſchien den tiefgebeugten Deutſchen, die Zuſchauer waren, als würde Deutſchlands Freiheit und Selbſtſtändigkeit mit ihm zu Grabe getragen.

Ein junger Menſch von unſerer Bekanntſchaft war jovial und guter Dinge, und weil er etwas franzöſiſch wußte, ſo brauchten die Nachbarn ihn oft zum Dollmetſcher. Wir Dänen gingen einſt mit ihm zum Hausthore hinaus, wo die Schildwache ſtand. „Qui êtes-vous?“ fragte ihn der Soldat ſtolz. „Je suis un espion!“ antwortete er trocken. „Comment?“ rief der

erzürnte Franzoſe, und zielte auf ihn mit ſeiner Flinte. Wir baten den Franzoſen um Gotteswillen, des jungen Wildfangs „**mauvaise plaisanterie**“ nicht übel zu nehmen; mit Mühe beruhigten wir den Kriegesmann, denn er wollte den Spion arretiren, zuletzt gelang es uns doch, ihn zu befreien, baten ihn aber, ferner nicht ſolche gefährliche Späße zu machen.

Goethe verheirathete ſich während der Schlacht, um im Falle des Unglücks die Exiſtenz ſeines Sohnes zu ſichern. Wir waren noch einen Mittag bei ihm, und dann eilten wir Weimar zu verlaſſen, das von einem Muſenſitze zu einem Lazarethe verwundeter Krieger verwandelt war, und das ſchöne Theater, wo man in vielen Jahren Goethes und Schillers Meiſterwerke aufgeführt hatte, war jetzt ein Hoſpital ſterbender Krüppel. Wir reiſten nach Gotha, ſobald wir Pferde bekommen konnten. Oft fuhren wir über die Saat der Felder, und wenn wir es dem Schwager vorwarfen, rief er: „Ha es iſt Krieg!“ Wir kamen vielen Colonnen preußiſcher Gefangener, die nach Frankreich geführt wurden, vorbei. Wir zeigten dann den commandirenden Officieren unſere Päſſe, und ſie erlaubten uns höflich weiter zu fahren. Einmal wollte es aber ein betrunkener darmſtädtſcher Huſarenunterofficier nicht erlauben, er ritt hin, ſchwenkte uns den Säbel über den Kopf, und drohte uns den Kopf zu ſpalten, wenn wir einen Schritt vorwärts rückten. Andere Unterofficiere kamen und ſagten: „Fahren Sie nur zu, er iſt betrunken, er wird Ihnen nichts thun.“ — Eben aber weil er betrunken war, meinten wir, daß er leicht Luſt dazu bekommen könnte. Wir fuhren Schritt vor Schritt hinter dem Troß, und ſo kamen wir denn endlich nach Gotha. Hier ſtanden wir wieder in einem friedlichen Lande, denn der Herzog von Gotha hatte an den Krieg keinen Theil genommen; wir wa=

Digitized by Google

ren alſo in vollkommener Sicherheit, und der Willkühr der Gewalt nicht länger blosgeſtellt. — O wie freute es mich, alte Bücher aus einer Leihbibliothek zu holen, die mich in meine Kindheit zurückverſetzten, und im traulichen Winkel beim Thee mit meinen Freunden mich in einen idylliſch-ruhigen Zuſtand, nach ſo vielen unruhigen, gefährlichen Tagen, wieder hinzuzaubern. —

Digitized by Google

Sechſtes Kapitel.

Paris.

Jetzt rollte ich alſo weiter fort mit meinen zwei Landsleuten, und wenn ich es mitunter in der Fremde unheimlich fühlte, tröſtete es mich, in ihre lieben, nordiſchen Geſichter zu ſchauen. Sehr verſchieden waren ſie und doch innige Freunde; Koes (der nachher in Griechenland ſtarb) war ein geiſtreicher, lebendiger Jüngling, obſchon blaß und mager; Bröndſted, der ſich jetzt durch ſein gelehrtes Werk über Griechenland viel Ehre eingelegt hat, war damals, wie er noch iſt, ein baumſtarker, gewandter, unterſetzter Mann, voll Heiterkeit und guter Hoffnung, freundlich und theilnehmend gegen Alles was ihn anſprach, und alles Gute und Schöne ſprach ihn an. Koes war ſtiller und zurückhaltender; man mußte ihn recht kennen, wenn er ſich einem recht mittheilen ſollte; ſein ſtilles, ſinniges Weſen war nicht weniger angenehm.

In Goethes Vaterſtadt, dem heitern Frankfurt, hielten wir ein Paar Raſttage, um den lieben Rheinwein ſowohl ungekeltert (wir gingen die Straßen durch, große Trauben eſſend) als gekeltert, wie herrlichen dreiundachtziger zu genießen. Den

Elfer konnten wir noch nicht koſten, weil er erſt fünf Jahe ſpäter wuchs.

In einer kleinen deutſchen Gränzſtadt mußten wir ein Paar Stunden warten, ehe wir friſche Pferde bekamen, welches ſchwer hielt, weil *Talleyrand* eben durchfuhr, der jetzt, da das nördliche Deutſchland als eine eroberte Provinz angeſehen ward, nach Berlin reiſen ſollte, — um alles in *Ordnung* zu bringen. — Wie ich zum Fenſter hinausſehe, rufe ich zu meinen Landsleuten, „entweder betrügen mich meine Augen, oder P. A. *Heiberg* ſteht da draußen auf der Straße.“ — So war es auch; Herr Heiberg war aus Dänemark mehrerer politiſcher Aeußerungen wegen verwieſen worden, nach Paris gegangen, und jetzt bei Talleyrand angeſtellt. Ich hatte große Luſt mit dieſem geiſtreichen Mann einmal zu ſprechen, ſeine komiſche Laune liebte ich, als politiſchen Schriftſteller kannte ich ihn nicht ſonderlich. Ich ging ihm freundlich entgegen. Er war aber kalt, und ich merkte gleich, daß wir nicht harmoniren würden. Er war ſowohl politiſch als äſthetiſch ganz franzöſiſch, ich deutſch geſinnt. Zehn Jahre ſpäter ſprach ich ihn doch mitunter in Paris wieder. In der *Revue Encyclopédique* tadelte er mich nachher häufig. Beſonders übel nahm er es mir, daß ich in einem früheren däniſchen Gedichte (freilich gar zu jugendlich einſeitig) meinen Unwillen gegen Voltaire geäußert hatte. In einer ſpäteren Ausgabe der Gedichte wollte er gar keine Veränderung ſehen, obſchon ich die Ausdrücke ſehr gemildert hatte.

Wir kamen über den ſchönen Rhein nach der ſchönen Champagne, wo man ſagen konnte, daß die Natur ſich ſo ganz in den lieblichen Wein erſchöpft hat, daß ſie Verzicht auf alle andre Lieblichkeiten gethan. In *Chalon* langten wir am vierzehnten No-

Digitized by Google

vember, meinem Geburtstage, an, und als die treuen Geſellen mit mir eine Flaſche Champagner beſter Sorte auf meine Geſundheit geleert hatten, hielten wir am folgenden Tage unſern Einzug in Paris, wo das große Steinthor St. Martin, als ein freiſtehender Triumfbogen uns nach den ſchönen Boulevards einlud.

Was ſoll ich viel von dieſer großen Stein- und Menſchenmaſſe ſagen, worüber ſchon ſo vieles geſagt worden iſt? Der Eindruck von Paris war mir im Ganzen erfreulich, weil immer eine große menſchliche Lebendigkeit, mit Ordnung und Geſchmack eingerichtet, erfreulich auf ein freies Gemüth wirken muß. Den Haß und die Erbitterung, die ſich, wie natürlich, vieler Deutſchen gegen die Franzoſen damals bemächtigt hatten, konnten wir Dänen, obſchon deutſch geſinnt, nicht ſo theilen. Uns hatte das Unglück, die Verfolgung nicht getroffen, als Dänen ſtanden wir ſogar zu den Franzoſen in einem freundſchaftlichen Verhältniſſe, und wir brauchten nur unſer Vaterland zu nennen, ſo behandelten ſie uns mit Zuvorkommenheit und Achtung. So ließ ich es mir denn in den Reſtaurationen und Kaffeehäuſern, in den Theatern und Muſeen, auf den Spaziergängen und in den umliegenden Luſtörtern wohl gefallen. Das einzige, was mich hinderte, war die Sprache, von der ich noch wenig verſtand, und auf die ich mich nicht mit vollem Fleiße legen konnte, weil ich mich zugleich im Deutſchen üben mußte, um auch ein deutſcher Dichter und von einer größeren Anzahl gebildeter, geiſtreicher Menſchen geleſen zu werden. Zugleich dachte ich auch, als däniſcher Dichter, neue Werke zu liefern.

Wir wohnten erſt im Hotel de Strasbourg in Rue de la Loi, wie es noch damals hieß, weil es aber zu theuer war, zogen wir in Hotel d'Hollande ein, Rue de bons

enfans. Hier richteten wir uns gleich häuslich ein, und fingen zu arbeiten an. Doch beſuchten wir erſt unſern guten Miniſter Dreyer; ein gar lieber Mann, groß, wohlgewachſen und geſund, ein feiner Kopf voll Menſchenkenntniß und Erfahrungen, ein liberaler, heiterer Geſellſchafter. Auch repräſentirte er, wo es erforderlich war, eine ſtattliche, würdevolle Perſon. Napoleon ſchätzte und liebte ihn mehr als viele andre Miniſter. Er war alſo kein Schwachkopf und ſchämte ſich nicht ſeiner bürgerlichen Herkunft, vielmehr freute es ihn oft mit uns von ſeiner Jugend zu reden, von den damaligen Sitten, und wie er unter Struenſee ſein Glück gemacht hatte. Meine Aeltern kannten einen tüchtigen, wohlhabenden Kupferſchmidt ſeines Namens und ſeiner Familie, ich hatte dieſen Mann öfters als kleiner Knabe beſucht, und deshalb mochte mich der Miniſter, glaub' ich, noch beſſer leiden. Ich ſchmeichelte mich bald bei ihm ein, und er nannte mich „unſern däniſchen Voltaire." Wir aßen oft bei ihm und er nahm uns zuweilen mit hinaus auf's Land, und bewirthete uns in den Gaſthöfen. Einmal traf es ſich da, daß ich ihn Excellenz nannte, während der Kellner aufwartete. „Ach!" flüſterte er mir luſtig in's Ohr: „Laſſen wir die Excellenz hier aus dem Spiele, ſonſt müſſen wir nur mehr bezahlen." — Dies erinnerte mich an Goethe, der nicht zum täglichen Gebrauch Excellenz heißen wollte, ſondern ſagte: „Laſſen wir es beim Geheimerathe bewenden." Er meinte wohl, es ſtöre die Geſelligkeit unter gebildeten Leuten, wenn man durch ein oft wiederholtes Wort immer an die Verſchiedenheit des Ranges erinnert würde. Dies fühlten die Franzoſen damals alle, und mit dem ſchlichten, ſchwarzen Geſellſchaftsrock zogen ſie ſich auch ein ſchlichtes, prunkloſes Weſen an, nannten ſich wechſelſeitig „Monsieur," ließen den Titel und den Rang zu Hauſe

für Hof und Geſchäft, und meinten, um ſich in einer Geſellſchaft zu freuen, müſſe man ſich den Anweſenden geſellen, und ſich nur durch Verſtand, Witz, humanes Weſen und Talente geltend machen. So war es damals, wie es jetzt iſt, weiß ich nicht; jetzt verſucht man, höre ich, le vieux bon temps wieder einzuführen, und dazu braucht man freilich weder Verſtand, Humanität, noch Talente.

Bröndſted, Koes und ich arbeiteten jetzt recht eifrig. Sie bereiteten ſich zu ihrer griechiſchen Reiſe vor, weswegen beſonders Bröndſted aus Villoiſons Papieren fleißige Excerpte machte. Ich, als ich in der großen Bibliothek einen Snurro Sturleſon, einen Saxo, Suhms hiſtoriſche Schriften gefunden, und mich genugſam vorbereitet hatte, ſchrieb ein neues Trauerſpiel: Palnatoke. Bei dieſer Gelegenheit will ich in wenigen Worten ſagen, nach welchen Grundſätzen ich arbeitete und meine Tragödien ſchrieb.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Von dramatiſcher Poeſie.

Ich hatte Ariſtoteles Poetik und die Tragödien des Sophokles aufmerkſam und wiederholt geleſen. Ich fand in dem ſchönen kleinen Fragmente des Erſtern, daß er mit klarem Verſtande das Weſen und den Character der Tragödie ſeiner Nation aufgefaßt, daß er in deutlichen Begriffen die Bedingungen der Kunſtleiſtungen aufgeſtellt habe. Nicht das Mindeſte von Anmaßung traf ich bei Ariſtoteles. Er meint nicht: ſo müſſe man es thun, um ein großer Dichter zu werden; er meint: ſo haben es große Dichter gethan, dadurch haben ſie gewirkt, das möge alſo die Natur der Kunſt ſein, die er wahrnehme und mittheile.

Seine wichtigſten Bemerkungen ſind: Daß die Tragödie beſonders durch Handlung und Charactere wirken müſſe; doch ſei die Handlung das erſte; weil eine Tragödie ſelbſt ohne Charakterſchilderung ſchon, durch die bloße Fabel, wirken könne, nicht aber umgekehrt. Eben das, wodurch eine ſolche Dichtung die Herzen gewinnt, liege in der Fabel. Die Fabel gleiche der Zeichnung, die Charactere dem Colorit eines Gemäldes; ſelbſt die

bloße Kreidezeichnung könne ſchön ſein, nicht aber bloße Farben ohne Umriſſe. Nächſt der Fabel ſeien aber die Charactere das Weſentlichſte; und Ariſtoteles tadelt einige neuere Dichter, die characterloſe Tragödien geſchrieben haben.

Die Handlung, ſagt er ferner, müſſe ganz und vollſtändig ſein, eine gewiſſe Größe haben; denn es gäbe auch ein Ganzes ohne Größe. Ein Ganzes müſſe Anfang, Mitte und Schluß haben; der Anfang ſei, was nicht nothwendig auf etwas folge, worauf aber etwas folgen müſſe; die Mitte folge auf etwas, und habe etwas zur Folge; der Schluß folge auf etwas ohne weitere Folge zu haben.

Hier iſt das Feld der Compoſition ſehr liberal und frei angegeben, indem der Denker doch zugleich zeigt, daß man ſich nicht der bloßen Willkühr hingeben müſſe; daß ein natürlicher Zuſammenhang und Steigerung des Intereſſes vonnöthen ſei.

Nachdem er bemerkt hat, daß die Größe auch nicht gar zu groß, nicht unüberſchaulich ſein müſſe, macht er darauf aufmerkſam, daß es nicht ſo ſehr des Dichters Beruf ſei, ſolche Begebenheiten darzuſtellen, die geſchehen ſind, als ſolche, die nach Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit hätten geſchehen können, oder möglich wären; daß nicht die bloße Metrik den Dichter ausmachte und vom Geſchichtsſchreiber ſcheide, ſondern daß dieſer eine wirkich geſchehene Begebenheit erzähle, jener eine mögliche darſtelle, und deßhalb ſei die Poeſie mehr ein Werk des Genies und des Studiums, als die Geſchichte.

Von allen Fabeln erklärt er die epiſodiſchen für die ſchlechteſten. Hier iſt Ariſtoteles aber oft mißverſtanden und gemißbraucht worden, denn er fügt ausdrücklich hinzu: „wenn die Epiſoden weder durch Wahrſcheinlichkeit noch Nothwendigkeit mit ein-

ander verbunden ſind.“ Seine Meinung iſt alſo gar nicht, daß in einer guten Tragödie keine Epiſoden ſein ſollen. Einige der beſten griechiſchen Tragödien, (wie Antigone und Ajas) ſchließen ja ſogar erhaben mit Epiſoden. Und die Meinung, daß eine Tragödie nothwendig mit dem Culminationspunkte der Handlung enden ſolle, iſt ganz und gar falſch. Eine Tragödie iſt kein Epigram, das mit einer Pointe abknallen ſoll. Oft iſt der Erfolg einer wichtigen Handlung höchſt rührend, intereſſant, belehrend und erhebend. Der Zweck der Tragödie iſt nicht bloß zu überraſchen und die Erwartung zu ſpannen, ſondern auch das Gemüth durch eine vollſtändige, ſchöne Darſtellung zu befriedigen.

Die Tragödie, ſagt Ariſtoteles ferner ſchön und wahr, wirke beſonders, indem die Handlung uns durch Schrecken und Mitleiden rühre. — Dieſe Eigenſchaften ſind gewiß die Springfedern und Triebräder des Ganzen, die gar nicht entbehrt werden können. Ferner ſagt er: die Kataſtrophe müſſe ſich aus der Compoſition der Fabel mit Nothwendigkeit oder Wahrſcheinlichkeit entwickeln. — Was er vom tragiſchen Helden äußert, daß er nicht vollkommen unſchuldig ſein müſſe — denn dann zürnten wir über das grauſame, ungerechte Schickſal, auch nicht ein vollkommener Böſewicht ſein, denn dann hätten wir kein Mitleid mit ihm — ſondern ein Menſch von gemiſchten Eigenſchaften, der ſich durch Fehler ſein Schickſal zugezogen habe, ohne es völlig zu verdienen; iſt recht ſinnreich, nur müſſen wir die Bemerkung machen, daß wir jetzt als Chriſten auch das Unglück vollkommen Unſchuldiger ertragen können, weil wir an ein ewiges Leben, an eine ſtrafende und lohnende Gerechtigkeit jenſeits des Grabes, nicht länger zweifeln. Auch iſt ja die Antigone des So-

phokles vollkommen unſchuldig, und weicht keiner Chriſtin in edler Geſinnung.

Ariſtoteles ſagt ferner: „nur ſolche Handlungen gåben Stoff zu Tragödien, wo Feindſeligkeiten und Verbrechen aus vorhergehenden freundlichen Verhåltniſſen entſtehen, denn daß der erklårte Feind den Feind verfolge, habe nichts Merkwürdiges noch Rührendes. Die Charactere", behauptet er, „müſſen edel geſchildert ſein, deßhalb ſolle man guten Malern nachahmen, die, indem ſie die Aehnlichkeit des Originals nachzubilden ſtreben, das Bild, ungeachtet der Aehnlichkeit, doch verſchönern. So müſſe auch der Dichter, wenn er wilde, aufgebrachte Menſchen darſtelle, ſich mehr dem moraliſchen Muſter als der Rohheit nåhern. Er müſſe ſich die Handlung ſo viel als möglich vergegenwårtigen, um das Eigenthümliche zu wåhlen und das Fremdartige zu verwerfen, er müſſe ſich ſelbſt in die Handlung hinein verſetzen; denn, nach natürlicher Sympathie rühre der am meiſten, der zuerſt ſelbſt die Leidenſchaft fühle. Endlich müſſe die Tragödie eine Verwickelung und eine Auflöſung haben." —

Dieſes iſt der Hauptinhalt der ariſtoteliſchen Abhandlung über die Tragödie. Ich habe immer geſucht mir dieſen Katechismus des geſunden Menſchenverſtandes wohl in's Gedåchtniß zu prågen; denn ſo einfach er auch iſt, ſpricht er doch die wichtigſten Ideen der dramatiſchen Theorie befriedigend aus.

Wenn ich nun ſolche Grundſåtze mit denen verband, die ich in Leſſings und Herders Schriften, in Goethens Wilhelm Meiſter und Propylåen, in Schillers Horen, in Schlegels Characteriſtiken, in Jean Pauls Aeſthetik, in Hugh Blair, Home und mehreren Andern, geleſen hatte, ſo bildete ſich daraus nach und nach eine

Digitized by Google

einfache, klare Theorie, die ich nachher im Leben mit eigenen Erfahrungen und Gedanken zu bereichern geſtrebt habe.

Mit den großen Tragikern machte ich mich immer mehr vertraut. Ich bewunderte ihre Schönheiten, bildete mich aber nicht ſklaviſch nach ihnen. Ich wußte: Jeder Menſch, auch der größte, hat ſeine Fehler oder Mängel, die der kleinere Nachfolger leicht entdecken kann, und die er nicht nachahmen ſoll; für das Negative ſeiner Productionen wird die Natur ſchon ſelber ſorgen. Die ſchlichte Größe des Sophokles, ſeine ſchöne Grazie entzückte mich, aber die Weitſchweifigkeit der Reden, und die gar zu künſtliche Verwickelung der Chöre, fand ich, gehörte ſeiner Zeit und ſind nicht nachahmungswerth. Die tiefe Ergründung des menſchlichen Herzens, die mannigfaltigen Characterſchilderungen, der Ausdruck der Leidenſchaft und des Gefühls, die Weltkenntniß, das blühende und kräftige Kolorit von Luſt und Trauer, die hohe Natürlichkeit fand ich in Shakeſpeare göttlich und unvergleichlich. In der Compoſition ſeiner meiſten Stücke fand ich ihn aber nicht muſterhaft, wenn auch die Franzoſen in unzähligen Vorwürfen Unrecht hätten, und immer das Conventionelle mit dem Natürlichen verwechſelten. Selbſt in Shakeſpeare, wie in jedem andern Dichter, findet man etwas Conventionelles, was in ſeiner Zeit Mode war, und ihr gehörte: die Wortſpiele, die Obſcönitäten, die gar zu bunte, lockere Miſchung der Epiſoden. Seine Eigenthümlichkeiten als Engländer und als Menſch liebte ich ſehr, es konnte mir aber nie einfallen, ſeinen tiefſinnigen Humor, der ſich gern freiwillig dem Wahnſinnigen nähert und mit dem Wahnſinnigen ſpielt, nachzuahmen. Von Goethe habe ich ſchon geſprochen. Seine heitere Ironie, ſeine ächtpoetiſchen Darſtellungen können nicht beſſer ſein, nur iſt in ſeinen erſten Werken zu viel und in den ſpätern zu wenig Stoff

Digitized by Google

für die Bühne, auch mangelt es ſeinen Dramen im Ganzen an Leidenſchaft und Kühnheit, um ſtarke theatraliſche Wirkung hervorzubringen. Dieſe beſitzt Schiller im hohen Grade; kein Dichter war mehr als er Herr des erhabnen Gefühls und der edlen Begeiſterung; man muß ſich aber hüten, nicht in ſeine rhetoriſch-philoſophiſchen Reflexionen zu fallen.

Was mir nun immer die Hauptſache ſchien, ſowohl in den Leiſtungen der Poeſie als in allen andern menſchlichen Werken — (das will nemlich ſagen, die Hauptſache des Dichters) war das Streben nach Humanität. — Die Hauptſache der Dichtung iſt gewiß Genie; dafür muß aber Gott und die Natur ſorgen. Ich fand, daß in allen ſchönen Werken die mit Genie verbundene Vernunft und Menſchenliebe es iſt, welche aufs Herz und auf die Begeiſterung am meiſten wirken. Ein kühnes Spiel der Phantaſie mit den Gaukelbildern des Lebens iſt nicht genug! Genie kann ſich auch mit Stolz, Strenge, Ausſchweifungen, Spott, ſogar mit Grauſamkeit verbinden. Dieſer Lucifer iſt aber ein gefallener Engel. Er imponirt! Viele gute Köpfe und verdorbenere Herzen ziehen ihn vor, finden in dem kräftigen, geiſtreichen Trotz einen Deckmantel ihrer eigenen Sünde, und nennen die weniger pikante Beſonnenheit und Herzlichkeit ſüßlich und nüchtern. So ſcheltet auch ein verfallener Städter, der viel Branntwein trinkt, die idylliſche Milchſpeiſe fade, obſchon ſie Rieſen nährt, während ihm der Spiritus zuletzt ein delirium tremens verurſacht.

Ich ließ mich alſo von einem gewiſſen Modeton nicht irre machen. Ich fand, daß man wohl Philanthrop ſein könnte, obſchon Baſedow, ein untergeordneter Kopf, ſeine Fehler und Schwächen gehabt; daß man wohl erotiſch-gefühlvoll ſein könne, obſchon Siegwart mitunter mit ſeinen Gefühlen in's Kindiſche gefallen ſei.

Digitized by Google

Philanthropie und Liebe, meinte ich, ſei weder Baſedow noch Siegwart. Ich fand, daß man immer gewiſſe Wahrheiten und Pflichten reſpectiren müſſe, wenn ſie auch trivial — das will ſagen, leicht zu verſtehen wären. Ich dankte Gott, daß er den Menſchen das Unentbehrliche nicht ſchwer zu begreifen gemacht; weil aber zwei und zwei ſich ſchnell addiren laſſen, fand ich nicht, daß man (weil varietas delectat, und um originell zu ſein) die Summe zu fünf oder ſieben umſchreiben ſollte.

In den beſten Tragödien fühlte ich, daß ein edles Herz immer dem Genie die Krone auffetzt. Wie große Humanität iſt nicht in dem Pathos des Aeſchylos? Wie rührend iſt Sophokles! Sein armer Oedipus, der endlich zu Ruhe in Kolonos gelangt, die hohe Antigone, die aus Schweſterliebe in den Tod geht. Elektra, die rächende Tochter, die, obſchon ein Weib, den Hamlet zu Schanden macht. Philoktet auf ſeiner Inſel mit ſeinem Bogen! Der ſtarke Ajas; ein guter Sohn, Vater, Bruder, Mann, den aber Rachgierde zur Wuth, und gekränkte Ehre zum Selbſtmorde treibt. — Und nun Du, Shakeſpeare! Dein Lear, von der Kinder Undankbarkeit zum Wahnſinn gebracht! Dein ehrlicher, tapferer Othello, der aus eiferſüchtiger Liebe ſein Weib und ſein Glück ermordet! Dein ſentimentaler Hamlet, der, wie Jean Paul ſo ſchön ſagt: „Vater zu allen Werthern geworden iſt!“ Dein Romeo und Deine Julie voll ſüßer, unglücklicher Schwärmerei! Dein Macbeth, den die Sünde und Gewiſſensbiſſe in den Abgrund ſtürzen.

So überzeugte ich mich, daß das Aeſthetiſche nur da ſei, wo das Phyſiſche mit dem Pſychiſchen, wo das Schickſal mit der Freiheit ſtreitet; und daß das höhere Schauſpiel, wie alles Schöne überhaupt, nicht das Ethiſche, das Sittliche, entbehren könne,

Digitized by Google

weil eben das Produkt des vernünftigen Wollens Tugend und Sitten ſind. . Alle Handlungen des Menſchen gehen da hinaus, entweder das Moraliſche zu fördern oder zu vernichten; weil nun das Drama eine idealiſche Darſtellung der menſchlichen Handlungen iſt, ſo machen die moraliſchen Verhältniſſe einen großen Theil des Ganzen aus; der Dichter muß für die höhere Ordnung der Handlungen begeiſtert ſein, nicht indifferent mit einer partheiloſen, lauen Ironie nur ſpielend die Bilder erſcheinen, um ſie wieder verſchwinden zu laſſen; nicht blos erſchüttern. Denn in dem bloßen Gefallen des Schauerlichen, ohne ein tugendhaftes Gefühl, liegt der Keim zu der höchſten Grauſamkeit. Er ſoll Partheí nehmen, und ſeine Meinung äußern, nicht blos in einzelnen Sentenzen der Redenden, obſchon das (wie es Sophokles oft thut) auch ſchön ſein kann, ſondern vornemlich in der Kompoſition und Zuſammenſtellung des Ganzen.

Dieſe Meinung war nun eigentlich nicht der poetiſche Glaube damaliger Zeit. Aberglauben und Vorurtheilen wurde wieder gehuldigt. Große Verbrechen wurden mit großen Verbrechern verwechſelt, und mehr geachtet als ſchlichte Tugend. Die Wolluſt wurde ſogar metaphyſiſch vertheidigt, und die mechaniſche Fertigkeit und Zierlichkeit der Versmacherei zeigte ſich mit pompöſem Stolze, und drohte das einfache, treue Gefühl wegzuſcheuchen.

Ich ſah wohl ein, daß ich, wenn ich nicht in den herrſchenden Ton einſtimmte, viele Gegner und Tadler und noch mehrere Verächter finden würde; die Luſt zu gefallen konnte aber meine Ueberzeugung nicht umſtoßen, und ich wagte das Moraliſche und Sentimentale auf eine natürliche, unaffectirte Weiſe in meine Tra-

gödien zu bringen, trotz des Scheltens auf ſeichte Gemüthlichkeit, die untragiſch und modern ſei.

Zu allen Zeiten haben ſich herrliche, menſchliche Eigenſchaften entwickelt, aber einſeitig. Der Dichter ſoll die verſchiedenen Blumen des Jahrhunderts in idealiſche Blumenſträuße verbinden. Die Heldenthaten und die großen Characterzüge alter Zeit ſoll er bilden und veredeln, das will ſagen, etwas von der Philoſophie und der Aufklärung ſeiner eigenen Zeit geben; und dadurch ſoll er ſein Genie darthun, daß dieſe Verbrüderung ſchön und natürlich wird.

Welche alte Heldenzeit konnte ich nun beſſer wählen, als die meines eigenen Vaterlandes, die noch nicht eigentlich dichteriſch dargeſtellt war, die ſo viele herrliche Stoffe zu Gedichten darbot? Jede poetiſche Darſtellung eines Volkes erfreuet auch Fremde. Wir machen ja gern Reiſen, um andre Nationen kennen zu lernen; freuen uns der Dampfſchiffe, die ſo ſchnell Nationen mit einander verbinden; aber eine noch ſchnellere Beförderung, die noch weniger Zeit und Geld koſtet, iſt das Dichterſchiff. Walter Scott hat das gebildete Europa auf eine angenehme Weiſe mit ſeinen wilden Landsleuten, (ein von den Gebirgen eingeſchloſſenes Volk, aus denen ſie nie heraus kamen) bekannt gemacht. Aber wie weit mehr als die Schotten verdienen die alten Scandinavier bekannt zu werden, die einſt ganz Europa überſchwemmten, und von denen die großen ſüdlichen Nationen noch ihre Ahnen und ihren Adel herleiten. Zwar iſt der Zweck der Tragödie von dem des Romans ſehr verſchieden; es iſt mir nie eingefallen, genau gemalte Portraits meiner nordiſchen Vorfahren zu geben; nur die großen Characterzüge habe ich dem Allgemeinmenſchlichen verbunden, und ſo müſſen ſie auch ein allgemeines menſchliches Intereſſe erre-

Digitized by Google

gen; thun ſie es nicht, ſo iſt es meine, nicht ihre Schuld. Meine Landsleute geben mir das Zeugniß, daß ich den Geiſt und den Character der alten Nordenzeit im Ganzen aufgefaßt habe; bin ich nun mitunter hie und da ein wenig aus dem Ton herausgefallen, ſo muß man mir kleine Verſtöße gegen das Coſtume einer uralten Zeit vergeben; beſonders weil es nicht mein Zweck war, eine hiſtoriſche Copie, ſondern ein poetiſches Original zu liefern.

In Hakon Jarl ſuchte ich einen kräftigen, wilden Heiden als Gegenſatz zu einem jungen, frommen Chriſten darzuſtellen. Das Chriſtenthum ſollte edel und rein auftreten, alſo mußte ich Olafs bigotte Schwärmerei, die ihn nachher zu Grauſamkeiten verleitete, ignoriren. Wie Hakon unglücklich wird, verſchmäht er ſeine vorige Liſt und wird groß. So gelang es mir, eine tragiſche Wirkung hervorzubringen. Und ſelbſt die Scene, wo er ſeinen Sohn opfert, rührt, mehr als ſie erſchüttert, weil ſeine Vaterliebe, mit dem Aberglauben kämpfend, ſo viel ſtärker hervortritt.

Schiler hatte in der Braut von Meſſina verſucht, den griechiſchen Chor wieder zu gebrauchen. Man fand, daß er, aller Schönheiten ungeachtet, zwei widerſtreitende Elemente, griechiſche Demokratie und das Feudalweſen des Mittelalters, verbunden hatte. In Baldur dem Guten brauchte ich alle griechiſche Former, und es ſchien, als ob ſich die alten Rhythmen den nordiſchen Helden- und Göttersagen recht natürlich anpaßten.

Ich fehlte ohne Zweifel aber darin, daß ich das Stück mit einem Chore (dem Aeſchylos in den Perſern nachgebildet) troſtlos enden ließ. Es wäre ſehr leicht geweſen, Vola mit einer tröſtlichen Verheißung noch auftreten zu laſſen.

Digitized by Google

Wie ich nun in Hakon Jarl ein unſchuldiges, frommes Chriſtenthum im Gegenſatze zur wilden, heidniſchen Grauſamkeit auftreten ließ, ſo ſuchte ich wieder in Palnatoke ehrliches, kräftiges Heidenthum in Streit mit mönchiſcher Schlauheit und Liſt darzuſtellen. Der edle Held übereilt ſich und mordet den Greis, nur ſein Tod kann ihm den Flecken wieder vom Schilde waſchen, ſo wird Palnatoke ein tragiſcher Held. Er verbindet Kühnheit mit Milde; und ſteht zwiſchen beiden, nemlich zwiſchen den Jomsburgern (Kühnheit ohne Milde) und Thorwald, (Milde ohne Kühnheit).

Weil gar keine Frauen in dieſem Stücke nöthig waren, ſo ließ ich ſie auch darin nicht aufreten. Im zweiten Winter ſchrieb ich aber eine Tragödie, Axel und Walburg, wo Liebe den Stoff des Stücks ausmacht. Eigentlich die Liebestreue, ſo wie ich einige Jahre ſpäter in Hagbarth und Signe die Leidenſchaft der erſten Liebe zu ſchildern verſuchte; das will ſagen ſentimental nordiſch und heroiſch. Mit der ſüdlich ſinnlichen, glühenden Phantaſie in Romeo und Julie wagte ich nie zu wetteifern. Doch der milde Septembermond im nordiſchen Buchenwalde kann auch erfreulich ſein, obſchon er von der italieniſchen Frühingsſonne ſehr verſchieden iſt.

Während ich in Paris war, überſetzte ich zum zweitenmale ganz meinen Aladdin, weil die erſte Ueberſetzung zu fehlerhaft war. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß ich zwei Jahre vorher kein deutſches Wort geſchrieben; und eigentlich nur ein Jahr vorher angefangen hatte, deutſch zu dichten. Ich überſetzte auch wieder Hakon Jarl, und Palnatoke zum erſtenmale nur einmal, weßhalb auch beſonders dieſes Stück in der neuen Ausgabe die Feile nöthig hatte. Eine kleine Sammlung deutſcher Gedichte

brachte ich auch zu Stande. Ein größeres Stück darunter: „Der irrende Ritter", entſtand in einer polemiſchen Stimmung gegen die Uebertreibungen der neueren Schule. Eine polemiſch-didactiſche Idylle iſt eigentlich keine; indeß mögen einige poetiſche Stellen und Züge die verkürzte Aufnahme in dieſer Sammlung vertheidigen.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Aufenthalt in Paris.

Bei dieſen Arbeiten war es mir ſehr vortheilhaft, des Herrn Dr. Med. Koreffs Bekanntſchaft gemacht zu haben. Er war von Berlin nach Paris gekommen, und wohnte mit dem Herrn Baron von Driberg, der ſehr fleißig Muſik ſtudirte, und ſelbſt componirte. Koreff half mir ſehr freundſchaftlich alle meine deutſchen Uebertragungen durchſehen und Vieles corrigiren. Ich ging in Paris eigentlich nur mit Deutſchen und Dänen um; doch übte ich mich täglich im Franzöſiſchen, und ging ſehr oft ins Schauſpiel.

An die tragiſchen Verſchrobenheiten konnte ich mich nie gewöhnen; ich bewunderte aber Talma, der ſo viel Natur und einfache Größe in die pompöſe Manier zu legen wußte, von der er ſich doch nicht ganz zu trennen wagte, um nicht den Pariſern zu mißfallen. Wenn ich ihn ſah, glaubte ich, eine edle griechiſche oder römiſche Statue habe Leben gewonnen, um die Leidenſchaft und das Gefühl einer tragiſchen Situation mit Würde auszudrücken. Er erinnerte mich oft an Roſing; und obſchon ich noch gar zu einſeitig die franzöſiſche

Tragödie beurtheilte, ſo zwang mich doch ſein Genie, die glänzenden Stellen anzuerkennen. Wie herrlich war er als Rodrigo, Cinna, Manlius! und ſelbſt in den ſchlechten Umarbeitungen des Philoctet und Hamlet zeigte er den ächten Tragiker, und wußte die Urbilder aus dem Nebel hervorzuheben.

Von der geiſtreichen, graziöſen Mars iſt ſchon ſo viel geſprochen, daß ich nur ſagen will: ich habe ſie in ihrer Jugend und herrlichſten Blüte geſehen. Ebenſo den ſchönen Elviou; ein gleich großer Sänger als Schauſpieler, voll Feinheit und Gefühl. Den talentvollen Potier, der einer gewiſſen linkiſchen Narrheit mit Feinheit ſo viele Züge abzulauern wußte, vergeſſe ich nie, und noch weniger Brunet, der, obſchon monotoner, doch vielleich origineller, als Witzkopf mit naiver Ironie denſelben Dummkopf, nur in verſchiedenem Gewande, zum allgemeinen Ergötzen alle Abende darzuſtellen wußte. Auch freuten mich ſehr Dazincourt, Chenard, Govaudan und Marlin.

Die Werke zweier großen Meiſter, die ich zu oftwiederholten Malen hörte und ſah, wirkten damals viel auf mich, und ich lernte vielleicht mehr von ihnen, als von manchem Dichter: es waren Mozart und Rafael. Die meiſten von Rafaels Bildern liegen in der großen Polterkammer, wo man den Raub aus verſchiedenen Ländern hingebracht hatte. Dieſes Zuſammenhäufen machte auf mich einen widerlichen Eindruck; und obſchon ich immer geneigt war, Napoleons Größe gegen kleinliche Angriffe zu vertheidigen, ſo fand ich doch hier, wie überall, daß er, trotz ſeines ungeheuren Verſtandes, eben ſo wenig Kunſtſinn hatte, als Sinn für Völkerrecht. Ein humaner Held darf nie mit Künſten und Wiſſenſchaften Krieg führen; es iſt erbärmlich und nur eines aſiatiſchen Deſpoten würdig, ſich mit den Purpurlappen anderer Na-

Digitized by Google

tionen Geiſteswerke auszuſchmücken, um groß zu ſcheinen. Die meiſten von dieſen Bildern hingen hier im ſchlechten Lichte, und verloren die Hälfte ihrer Wirkung, weil ſie des rechten Platzes beraubt waren.

Ich disputirte oft hierüber mit Malte-Brun, meinem Landsmanne, der mich mitunter beſuchte; er fand aber damals alles ſchön, was Napoleon that, und beſuchte mich zuletzt nicht wieder, weil ich ihn — wie er ſagte — in ſeinen Ideen ſo irre machte, daß, wenn er bei mir geweſen, er ganze vierzehn Tage brauchte, um wieder in das alte Gleis zu kommen. Es that mir weh, des klugen Landsmanns Umgang zu entbehren, der ſo ſchöne Kenntniſſe hatte, ſo viel Geiſt und Talent beſaß; ich konnte aber meine Ueberzeugung nicht ſeinetwegen verleugnen.

War ich nun ihm zu deutſch und zu altmodiſch, ſo war ich vielleicht andern nicht deutſch und altmodiſch genug. Auf einer Reſtauration, bei Grignon, lernte ich Friedrich Schlegel kennen. Er ſah gar nicht aus, wie ich mir ihn vorgeſtellt hatte; ich dachte einen hagern Kritiker mit ſcharfen Zügen zu finden, und ein ironiſches, fettes Geſicht glänzte mir recht freundlich entgegen. Unſere Perſönlichkeiten gefielen einander wechſelſeitig, aber Schlegel war nicht damit zufrieden, daß ich nicht mehr von ſeinem Glauben war. Doch ſagte er mir nie ein beißendes Wort; er liebkoßte mich vielmehr mit gutmüthiger Satire als einen jungen, eitlen Wildfang, aus dem etwas werden könne, oder wenigſtens hätte werden können. Zu einem Dr. Klinger aus Wien ſagte er einmal, als er mich ein wenig ſcharf mitgenommen hatte: „Grüßen Sie Oehlenſchläger, und entſchuldigen Sie mich, wenn ich mich geſtern des traurigen Vorrechts des Alters zu ſehr bedient habe.“ Ich blieb ihm immer gut. Viele Aufſätze in der

Digitized by Google

Zeitſchrift: Europa, in den Characteriſtiken, in Leſſings Gedanken und Meinungen, zeigen von dem feinen Kopfe, dem tiefen Denker. Auch im Athenäum verriethen viele, ſelbſt übertriebene Paradoxa, den originellen Kopf. Lucinde war mir aber zuwider, und der Geiſt des Alarcos, obſchon die kräftigen Rhythmen des Stücks mich anſprachen. Jetzt war er mir aber gar zu fromm geworden. Er ſchrieb in mein Stammbuch:

Nur der Sehnſucht fließt der Schönheit Quell;
Nur der Demuth ſcheint die Wahrheit hell.

Die Frau von Stael-Holſtein wohnte in der Nähe von Paris in Auberge en Ville, denn in Paris wollte Napoleon ihr den Aufenthalt nicht erlauben. Ich beſuchte ſie einmal da, und traf bei ihr A. W. Schlegel und Benjamin Conſtant de Rebecque, der nachher eine ſo ehrenvolle, politiſche Rolle geſpielt hat. Die geiſtreiche Frau empfing mich ſehr freundlich, obſchon ich noch ſehr ſchlecht franzöſiſch ſprach, und lud mich ein, ſie in Coppet wieder zu beſuchen. Ich werde nachher von dieſen merkwürdigen Perſonen ſprechen.

Jetzt legte ich mich mit Eifer auf das Franzöſiſche und las Rouſſeaus Heloiſe zum erſtenmale. Das Buch rührte mich eben ſo ſehr, wie Werthers Leiden, flößte mir aber bei weitem nicht den Reſpect für den Verfaſſer ein. Die Beredſamkeit darin iſt eben ſo groß, die Leidenſchaften und Naturſcenen eben ſo ſtark und ſchön geſchildert. Der wunderliche, grillenhafte Eigenſinn, die Paradoxjägerei und das allerärgſte: etwas Unwürdiges (um nicht Niederträchtiges zu ſagen) in der Geſinnung des Verfaſſers, das von ihm mitunter in ſeine Perſonen übergeht, ärgerte mich oft ſo, daß ich das Buch auf den Boden ſchmiß und darauf

trat. Dann konnten mich wieder ſeine ſchöne Gedankenfülle, die zarten, edlen Gefühle, und die ächtpoetiſchen Schilderungen des menſchlichen Herzens, der Natur, des Unglücks und der Wehmuth aufs innigſte rühren und entzücken. Gewiß, Rouſſeau war ein großes Genie und ein ſehr merkwürdiger Mann. Als ich kurz darauf ſeine Bekenntniſſe las, ward mir vieles klar, was ich in Heloiſe nicht verſtehen konnte. Er hatte keine Erziehung gehabt, ſeine Geſundheit in der Jugend geſchwächt. Sein ſtolzer Eigenſinn kämpfte unaufhörlich mit ſeinem guten Herzen, und ſeine überreizte Empfindlichkeit hinderte ihn daran, ſeines Verſtandes ungeachtet, über den Verhältniſſen zu ſtehen, und ſie mit Ruhe und Beſonnenheit zu überſchauen. Die tägliche Gewohnheit, gegen ſo vieles Schiefe zu opponiren, verleitete ihn auch zum Widerſpruch gegen das Schlichte und Wahre. Und ſo verſteht man es erſt, wie dieſer geniale Kopf zuletzt in Fehler und Tollheiten verfiel, wofür ſich der größte Dummkopf mit Leichtigkeit hüten kann.

Ich ging viel mit zwei jungen Malern Oliviers um, gute, freundliche Jünglinge. Der eine malte mein Bild. Das that auch ein norwegiſcher Maler, Lieutenant Munk, der ſich in Paris aufhielt. Der geniale Muſiker Kienlen gehörte ebenfalls zu meinen täglichen Geſellen; er componirte einige ſchöne Melodien zum Aladdin.

Beſonders freute es uns Dänen, als eine ganze norwegiſche Familie, Knudtzon, von Drontheim nach Paris kam, und mit uns mehrere Wochen hindurch ganz auf vaterländiſche Art zuſammen lebte.

Der wunderliche Alterthümler Arndt, von dem ich ſchon geſprochen habe, kam auch. Die Pariſer wunderten ſich über die

Maaßen, als ſie dieſen Mann ſahen, faſt wie ein Bettler geklei-det, mit den Taſchen voll Manuſcripte. Er wäre früher gekommen, wie er aber beinahe Paris erreicht hatte, merkte er, daß er ein Manuſcript in einem Steinhaufen unweit Lübeck vergeſſen hatte. Er ging alſo zurück, um ſelbiges zu holen, und das nahm ihm einige Zeit. Millin, Profeſſor der Alterthümer und Aufſeher des Antiken- und Medaillenkabinets, war ſehr höflich gegen ihn, und er ſehr grob gegen Millin. Er warf ihm Unwiſſenheit vor. Man kann ſich nicht zwei größere Contraſte denken. Jener reich und vornehm, ein ſchönes Haus bewohnend, wozu alle Gelehrte an gewiſſen Tagen der Woche freien Zutritt hatten, und in ſchönen Zimmern alle neuere Bücher und wiſſenſchaftliche Journale finden konnten; — und Arndt im groben blauen Friesrock, die langen Haare unter dem Rock verbergend, und alle Taſchen voll von Papieren ſtrotzend.

Zuletzt ward ich auch ſeiner müde. Als ich ihm eines Morgens einen abgetragenen Rock, etwas Leinewand und ein Paar alte Stiefel verehrt hatte, und mit ihm mein Frühſtück getheilt, fing er an, während er die Sahne mit einem Stück Brod aus dem Topfe ſchabte, bitter und unverſchämt von der däniſchen Regierung zu ſprechen. Jetzt bat ich ihn, ſich gleich zu empfehlen, wenn ich ihn nicht zur Treppe hinunter ſchmeißen ſollte. Er ging, und ſeitdem ſprach ich ihn nicht wieder.

Freilich wäre der Fall ziemlich tief geweſen, denn ich wohnte jetzt in Hotel de Quince Vingts, im ſiebenten Stockwerk. Das Ungewitter fing an über dem däniſchen Horizont aufzuziehen, und während wir bei den Friedensfeſten in Paris Zeugen waren, und Napoleon in notre dame unter einem Thronhimmel als Ritter gekleidet ſahen, von allen Räthen und Senatoren umgeben;

Digitized by Google

während das verſammelte Volk im Garten der Tuillerien ſang: Où peut-on être mieux, qu'au sein de sa famille, und die ganze Stadt illuminirt war, — ſchlugen unſere däniſchen Herzen voll banger Erwartung, eine ärgere Illumination in unſerer Vaterſtadt ahnend.

Ich bewohnte erſt eine untere Etage im ſelben Hauſe; als ich aber gar keinen Brief mehr von Kopenhagen bekam, und meine Reſſourcen ausblieben, wollte ich in ein ſchlechtes, wohlfeiles Wirthshaus ziehen. Meine brave Wirthin, eine Madame Gautier aus Genf, (ich glaube ihr Mann war Pfarrer geweſen) wollte mich aber nicht weglaſſen. Monſieur Oehsleng, ſagte ſie (denn meinen Namen konnte ſie, wie die meiſten Franzoſen, gar nicht ausſprechen) wenn Sie auch zwei Jahre bei mir bleiben, und ich während der Zeit keinen Heller bekäme, ſo laſſe ich Sie doch nicht weg. Ich ſehe es Ihnen an, Sie werden mich nicht betrügen. Bleiben Sie hier. Wollen Sie mir aber einen Dienſt erweiſen, ſo nehmen Sie meine oberſten Zimmer, ſtatt dieſer, Sie ſollen dann ihr Mittagseſſen, Frühſtück und Aufwartung täglich für ein Viertel weniger haben, und eben ſo gut wie jetzt.

Dies edelmüthige Anerbieten kam mir wie vom Himmel geſandt; und ſo bezog ich den ſiebenten Stock, dem Carrouſſelplatze und den Tuillerien gegenüber, nebſt dem Triumpfbogen, worauf die ehernen Pferde ſtanden, die von Griechenland nach Venedig, Berlin und Paris gallopirt waren, und jetzt wieder über dem Brandenburger Thore ſtehen. Da ſah ich oft Napoleon mit ſeinen Garden beſchäftigt, während ich — Hakon Jarl überſetzte.

Eines Tages, wie ich fröhlich mit Brøndſted ſchwatze, tritt Koes blaß wie der Tod in's Zimmer herein, und ſagt: „Kopenhagen iſt von den Engländern genommen!“ Wir waren wie vom

Blitze getroffen. Mehrere falſche Gerüchte gingen. Daß Friedrichsberg verbrannt war, daß beinahe alle Kopenhagener Studenten nach einem Ausfalle geblieben waren. — So hatte ich vielleicht Vater, Schweſter, Braut und Freunde verloren, und mein Geburtsort war in einen Schutthaufen verwandelt. Dr. Klinger hatte uns am ſelben Tage nach Jardin des plantes hinausgebeten, um uns das Naturaliencabinet zu zeigen. Wir ſetzten uns in einen Wagen, und fuhren ſchweigend mit ihm hinaus. Alles was ich ſah, ſchien mir kleinlich und abgeſchmackt, bis wir vor dem Scelette eines ungeheuren Mamouththieres ſtanden. Hier kroch ich ins groſse Beingerippe hinein, und ſchlug ein unmäßiges Lachen auf. Klinger fragte, warum ich lachte? Ich antwortete: „Es geht mir, wie dem beſoffenen däniſchen Matroſen, der, als er von ſeinem Rauſche aufwachte, den Mond im Rennſtein ſah, ausrief: „Kannſt du hier liegen, ſo kann ich auch!“ Was reden wir Ameiſen von Umwälzungen und Verheerungen? Dieſer beinerne Kerl hat ganz andre Schickſale erlebt; und wie ruhig und beſonnen ſteht er doch da auf ſeinen vier Knochenbeinen, und ſtiert mit den groſsen Augenhölen, während er noch die Hörner unverletzt wie zum Spott auf der Stirne trägt.“ — So lachte und ſpaßte ich immer fort, bis ich wieder in ein ſchwermüthiges Schweigen verſank.

Es war ſo ſchlimm nicht geweſen! Alle meine Lieben lebten noch, und Friedrichsberg hatte nichts gelitten; Kopenhagen war bombardirt worden; ein groſses Quartier der Stadt war abgebrannt; die Domkirche, das Univerſitätsgebäude, und der ſchöne Hof meines künftigen Schwiegervaters in Aſche gelegt.

Kurz darauf kam Baggeſen nach Paris; er hatte viel in der Familie meiner Schweſter gelebt, und ſie liebgewonnen; ſeinen

Digitized by Google

halberwachſenen Sohn hatte mein Vater ins Haus genommen, und ein Paar Jahre als eigenes Kind gepflegt. Urſachen genug, um auch gegen mich, den Sohn, Bruder und neulichen Verehrer günſtig geſtimmt zu ſein. Baggeſen hatte mir auch eine poetiſche Epiſtel geſchrieben, und gedruckt nach Paris geſchickt; es ſollte eine Huldigung meines Talents ſein, es war aber ſo viel Anmaßung und Dünkel darin, daß mich das Gedicht nicht erfreuen konnte. In Aladdin wäre ich noch, wie ein Knabe in der dunkeln Höhle der Phantaſie, mit Tieckſchen Birnen und Schlegelſchen Pflaumen in den Taſchen herumgekrochen; in Hakon Jarl dagegen, hätte ich mich zum Berge hinaufgeſchwungen; jetzt ſollte ich getroſten Muthes weiter klettern, bis zum Gipfel des Berges, da ſollte ich Glückſeliger mich an Baggeſens Seite ſetzen, ſo wollte er mich, als ein weiſer und gelehrter, Noureddin, die Lampe des Genies recht ſcheuern lehren.

Ich antwortete ihm ernſt und beſcheiden in einer ebenfalls gedruckten Epiſtel; rühmte ſein ſchönes, poetiſches Talent, machte ihn aber darauf aufmerkſam, daß ich ſeine Hülfe nicht brauche, und daß er mich nicht lehren könne, Dramen zu ſchreiben.

Als er nach Paris kam, hatte ich mir vorgeſetzt, etwas kalt und zurückgezogen gegen ihn zu ſein. Daraus ward aber nichts. Als er zu mir in die Stube hineintrat, und ich höflich „guten Tag, Herr Profeſſor Baggeſen,“ ſagte; rief er weinend: „Nicht ſo! Du, Du!“ Damit ſchloß er mich in die Arme, und benetzte meine Wange mit Thränen, indem er mich zu wiederholtenmalen küßte.

Es ging mir wie ſo vielen andern, dieſe ſchöne, augenblickliche Rührung bewegte mich; und er hatte mich wieder gewonnen. Wir gingen von dieſem Tage an fortwährend miteinander um,

Digitized by Google

und keiner ſagte dem andern ein böſes Wort. Baggeſen war ein Chamäleon, das ſeine Farbe von der Umgebung leiht. Hier in unſerm Cirkel ſah er wohl ein, daß ihm ſein Dünkel und ſeine halb franzöſiſche, halb Wieland'ſche Aeſthetik nichts helfen würde. Er beſcheidete ſich alſo; fühlte wohl auch — augenblicklich — daß ich mich auf Tragödien beſſer als er verſtand, und ſagte ſelbſt einmal: „Obſchon ich der Aeltere bin, ſchäme ich mich doch nicht etwas von Dir zu lernen." — Als ich ihm meinen Palnatoke vorgeleſen hatte, ſtürzte er mir entzückt zu Füßen. — „Pfui, Baggeſen," ſagte ich verſtimmt, „ſolche Uebertreibungen liebe ich nicht. Möge das Feuer langſam und dauerhaft brennen." — Einige Jahre nachher, als er mich faſt wahnſinnig ohne alle Mäßigung angriff, als einen Elenden, der nichts wüßte und nichts ordentlich könnte, hieß es: „er wäre mir in Paris zu Füßen gefallen, um mich zu überreden, die Fehler des Stücks zu verbeſſern.

Weil es ihm nun damals darum zu thun war, mich zu gewinnen, ſo gewann er mich auch; denn ich habe keinen Menſchen gekannt, der ſich bei jedermann ſo ſehr einſchmeicheln konnte, wobei ihm ſein augenblickliches Gefühl, ſein Witz und ſeine Beredtſamkeit ſo ſehr zu ſtatten kamen. Auch hatte er damals noch nicht ſo ſtark geſündigt; und wer ſah nicht gern durch die Finger bei vielen kleinen Schwächen, um einen ſo unterhaltenden Geſellſchafter zu haben?

Baggeſen war eigentlich ein Improviſator; alles war bei ihm Geburt des Augenblicks, und auf den Augenblick berechnet. Ich fühlte ſelbſt, wie unendlich intereſſanter er in einer Geſellſchaft ſein mußte, als ich, der ich eigentlich gar nicht geſellig bin, meiſtens verlegen ſtill ſchweige, und nur leiſe mit meinem Nachbar ſpreche. Erſt unter Freunden, und wenn ich mit jemandem allein

6 *

Digitized by Google

bin, gewinne ich Leben und Luſt zur Mittheilung. — Als einen Improviſator mußte man es ihm alſo auch nicht übel nehmen, wenn viel Gedichtetes in ſeinen geſelligen Mittheilungen mitunterlief, denn der Geſellſchaftsſaal war meiſtens ſein poetiſches Arbeitszimmer — wo er die Horaziſche Regel: „veris falsa remiscet“ oft gelten ließ; wobei denn freilich ſeine Mittheilungen ein Intereſſe gewannen, deſſen wir andern, die wir uns an die nackte Wirklichkeit hielten, uns nicht rühmen konnten. Was er ſchön und gut gedichtet hat, ſind, wenn nicht geiſtreiche Gelegenheitsgedichte, Geburten einer kurzen, glücklichen Gemüthsſtimmung. Zu größern Werken, die Anſtrengung und fortdauernde Begeiſterung erfoderten, hatte er weder Kraft noch Willen. In ſeinen größeren Sachen können wir nur die einzelnen ſchönen Stellen bewundern; und wo er ernſt ohne Laune ſein will, iſt er affectirt und hochtrabend.

Viele ſchöne Stunden habe ich mit dieſem höchſt merkwürdigen Manne verlebt. Was er mir Gutes that, deſſen erinnere ich mich lebhaft, was er mir Böſes that, habe ich vergeſſen. Ich habe ihm ein Blümchen auf's Grab gepflanzt, und will ihm keine Diſtel daneben ſetzen. Er hätte immer mein Freund ſein können, wenn er ſelbſt gewollt. Er griff mich eigentlich erſt an, als mich ſeine Angriffe auf Andre erzürnten. In ſeinem Fauſt hatte er Goethe und Tieck ſehr bitter und höhniſch behandelt; ich äußerte ihm meine Indignation darüber, dadurch reizte ich ihn auch gegen mich; und meine Feinde benutzten ſeine Schwäche, hetzten ihn noch mehr an, und billigten und bewunderten ſeine Perſiflage.

Ich beſuchte ihn in Marly, und er kam oft zu mir nach Paris. Einſt fand er Holbergs däniſche Geſchichte bei mir, und nahm ſie mit nach Marly. Als wir uns wieder ſahen, ſagte er:

Digitized by Google

„Jetzt habe ich auch ein Sujet gefunden, und will eine nordiſche Tragödie ſchreiben.“ — „Nun das iſt ſchön,“ antwortete ich: — „Eigentlich werde ich drei Tragödien daraus machen.“ — „Und ich“ — verſetzte ich — „habe auch ein Sujet gefunden, (Axel und Walburg) und will eine Tragödie ſchreiben.“ — „Hm!“ ſagte er lächelnd, eine Priſe Tabak nehmend und ſich ſelbſt zum Beſten habend — was er mitunter mit vieler Grazie that — „ich fürchte, Du wirſt eher fertig mit Deiner Einen, als ich mit allen meinen Dreien.“

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Würtemberg; die Schweiz.

Ich war achtzehn Monate in Paris geweſen; mit dem Gelde, das mir endlich aus Kopenhagen geſchickt wurde, konnte ich meine Schulden bezahlen, hatte aber weiter nichts, um meine Reiſe fortzuſetzen. Ich lieh eine kleine Summe von einem guten Freunde, packte meine Manuſcripte zuſammen, und ſo reiſte ich nach Deutſchland, um an Cotta meine Schriften zu verkaufen, und mit der dafür zu hoffenden Summe wollte ich nach Italien reiſen. Koes war zurück nach Dänemark gegangen, um ſeine Sachen nach dem Bombardement in Ordnung zu bringen; in Italien hofften wir uns wieder zu treffen; Bröndſted blieb noch in Paris.

Unſer guter Miniſter Dreyer gab mir einen Paß; in der Eile hatte man aber nicht des franzöſiſchen Polizeiminiſters Fouché Namen darauf ſetzen laſſen. Zwar verſicherte mir Guillaumau, der däniſche Legationsſecretär, mein guter Freund, es habe nichts zu ſagen; als ich aber nach Straßburg kam, mußte ich mich da acht Tage aufhalten, bis mein nach Paris geſchickter Paß wieder mit Fouchés Namen zurückkam. Ich hatte nichts dagegen; miethete

mir ein Stübchen, verſchaffte mir Bücher, und ging alle Tage nach dem Münſter. Ich kletterte ſo hoch hinauf, als ich kommen konnte; auf dem Steintritte außerhalb des Thurmes, wo man nur auf einem Fuße ſtehen kann, und ſich an der Eiſenſtange halten muß, hätte ich beinahe meinen Hut verloren, ich wagte aber die eine Hand von der Stange zu nehmen, und den Hut tiefer in die Stirne zu drücken. Ein Fremder, Namens Parmazenſer, moſaiſchen Glaubensbekenntniſſes, ſchloß ſich während der Zeit an mich, und gewann mich lieb. Nun kam der Paß und ich reiſte weiter, über Raſtadt und Carlsruhe nach Stuttgart.

Der achttägige Aufenthalt in Straßburg hatte meine Ausgaben vermehrt, und meine Börſe erſchöpft. Ich eilte zu Cotta. Als ich nach Stuttgart kam, und die Reiſe bezahlt war, hatte ich keinen Heller mehr in der Taſche; mein Koffer, den ich mit einer andern Gelegenheit vorangeſchickt hatte, war noch nicht angekommen — und als ich nach Cotta — meiner einzigen Hoffnung — fragte, ſagte man mir, er ſei nach Baden gereiſt, und komme erſt in drei Wochen wieder.

Indeß ließ ich den Muth nicht ſinken. Ich ging in den Gaſthof zum König von England, und ſagte dem Wirthe: „Ich habe Geſchäfte mit dem Herrn Dr. Cotta abzuthun, und wolle im Gaſthofe bleiben, bis er nach Hauſe käme.“ — Der Wirth bedankte ſich vielmals. So hatte ich wieder keine Noth, der Koffer kam auch glücklich, und ich ſetzte mich fröhlich zu Tiſche.

An der Table d'hote traf ich einen artigen, heitern Mann, der ſich mit mir in ein Geſpräch einließ, und mir vieles erzählte; als wir von einander Abſchied nahmen, wünſchte er mich wieder zu ſehen, und ſagte: „Sie werden vermuthlich mich öfter ſehen, wenn Sie einige Wochen in Stuttgart bleiben.“ — „Wie ſo?“

Digitized by Google

fragte ich. „Ich bin Schauſpieler," ſagte er, „beim hieſigen Theater, und heiße Vinzenz." — Ich ſah ihn oft nachher, er war ein ſehr guter Komiker. Der König von Würtemberg mochte ihn beſonders gern leiden; und Vinzenz wagte, ohne Gefahr, den König Holofernes vor ihm zu ſpielen, mit goldpapierner Krone, in ſchwarzen, wollenen Strümpfen, und mit dem Reichsapfel ſehr ſinnreich zur Tabaksdoſe eingerichtet.

Ich machte noch hier eines andern guten Schauſpielers Bekanntſchaft. Eines Tages kam er zu mir und ſagte: „Sie könnten mir einen Dienſt thun." — „Gern! welchen?" — „Der König iſt krank geweſen, und iſt jetzt wieder wohl. Ich möchte ihm gern ein Gedicht überreichen, das würde ihm gefallen und mir nützen." — „Gern!" — Ich machte ihm das Gedicht, er brachte es dem König und bekam eine bedeutende Gabe, die er wohl mehr ſeinen Talenten, als meinem Liede verdanken konnte.

Bei dem Hofrathe Vellnagel machte ich die Bekanntſchaft der Frau Hendel-Schütz; ich hatte ſie ſchon vorher in Berlin Schillers Johanna d'Arc ſpielen ſehen. Bekanntlich that ſie ſich in einer neuen Kunſt hervor; und wie Lady Hamilton in Italien vorher die Stellungen ſchöner Statuen nachmachte, ſo machte die Frau Schütz jetzt viele Bilder italieniſcher und deutſcher Meiſter nach. Weil ſie nun eine gute Schauſpielerin war, ein ſchönes Geſicht hatte, und ſich beſonders wohl auf Drappirungen verſtand, ſo waren dieſe Darſtellungen ſehr anziehend, und auch lobenswerth, inſofern jede ſinnreiche Erfindung Lob verdient. Indeß wäre die Fortſetzung dieſer Kunſt kaum zu empfehlen. Denn dieſe Nachahmung der Nachahmungen würde zuletzt ohne Werth ſein. Die genialiſche Frau machte es freilich vortrefflich, daß man ſich nicht genug darüber wundern konnte; allein ſelbſt gut nachgeahmt,

Digitized by Google

liebe ich doch nicht eine Mutter Gottes zu ſehen, die eben mit mir Thee getrunken hat, luſtig geweſen iſt, und wieder luſtig mit mir das Abendbrod verzehrt. Dieſes Spiel mit dem Heiligen kann zwar Geiſt und Geſchmack verrathen, nicht aber das Gemüth zu ernſten Gefühlen erheben. Und was iſt es denn? Beſſer läßt ſich das mit weltlichen Dingen thun, und die Frau Hendel ſtellte auch Bilder der niederländiſchen Schule noch beſſer dar, als die italieniſchen.

Es ergötzte mich ſehr, wie ich es zum erſtenmale ſah, und ich ſchrieb der Künſtlerin ein Gedicht zum Danke, das ſie in ihrem Stammbuch hat abdrucken laſſen. Ich verlebte viele angenehme Stunden mit dieſer geiſtreichen Frau, und machte mit ihr, mit dem Hofrathe Vellnagel und einigen Andern, eine ſchöne Luſtfahrt nach dem Walde, wo uns mehrere Schauſpieler alte ſüddeutſche Farcen im Grünen ganz excellent improviſirten, wie die italieniſche Comödia dell' arte. Bei Vellnagels ſah ich auch den trefflichen Carl Maria von Weber. Ich wußte nur, daß er ein junger Muſiker von Geiſt, ein Schüler Voglers war. Kein Menſch ahnete damals, was in ihm wohnte, und daß er der Componiſt der „Pretioſa,“ des „Freiſchütz“ und des „Oberon“ werden würde.

Kurz darauf kam Cotta nach Hauſe, und ich beſuchte ihn in Tübingen. Er empfing mich freundlich und gaſtfrei; ſeine Tüchtigkeit, ſein Verſtand und ſein ſchlichtes Weſen ſprachen mich an; ich gefiel auch ihm; er honorirte mir meinen Hakon Jarl, Palnatoke ꝛc. und meine Gedichte gut, und mit dieſer Summe reiſte ich von Tübingen, um durch die Schweiz nach Italien zu gehen. Erſt machte ich aber des trefflichen Uhlands Bekanntſchaft, der damals noch ein junger Menſch war, und in mein Stammbuch

„des Knaben Berglied" ſchrieb. Auch den lebendigen, edlen Profeſſor Conz lernte ich kennen, der Ueberſetzer einiger Comödien des Ariſtophanes.

Er ſchrieb mir zum Andenken:

„Das Pergament iſt nicht der heil'ge Bronnen,
Aus dem ein Trank den Durſt auf ewig ſtillt.
Erquickung haſt Du voll gewonnen,
Da ſie Dir ganz aus eigner Seele quillt."

Im ſchönſten Septemberwetter reiſte ich nach Schaffhauſen. Schon hier an der Gränze Deutſchlands hat die Natur ein erhaben-ſchönes Schauſpiel bereitet, um den Wanderer für das Abentheuerliche und Kühne zu ſtimmen, wenn er aus dem idylliſch lieblichen Schwaben heraustritt, um ſich den ungeheuren Gletſchern zu nähern. Der ehrwürdige Vater Rhein, der ſonſt majeſtätiſch und königlich durch Germanien ſtrömt, bis er ſich dem Meere vermählt, wird hier plötzlich wild und ungehalten, poltert wie ein Kobold, macht Bocksſprünge, Burzelbäume, ſteht auf dem Kopf, bricht ſeinen blauen Spiegel entzwei; und in dem ungeheuren Lilienbeete, wo die Blumen alle Augenblicke kommen und verſchwinden, und doch wieder da ſind, blüht im Waſſerſtaube ein ewiger Regenbogen, ſobald die Sonne ſcheint.

Ganz allein beſuchte ich, mit einem Luſtſpiele Shakespeares in der Taſche, dieſes genialiſche Luſtſpiel der Natur; hörte fern das milde Rauſchen, dann in der Nähe das gräßliche Getöſe, und lagerte mich drauf an einem anmuthigen Orte, als ich den ertrunkenen Engländern einen Seufzer geweiht hatte. Sie ertrinken immer, und wollen doch immer hinüber, wo das Waſſer am gefährlichſten iſt; wie die Mücken in's Licht fliegen! — So liegend

Digitized by Google

freute ich mich ein Stündchen über Shakespeare und über die große Natur; das will ſagen: über eins und daſſelbe, in verſchiedenen Bildern.

In Zürich traf ich den ſchönſten Gaſthof an dem herrlichen See, und in Herrn Peter den trefflichſten Wirth. Alles war gut: Ausſicht, Zimmer, Eſſen, Trinken, Aufwartung, Gäſte, Wirth. Herr Peter hatte gemächliche Wagen und Boote; man konnte zu Waſſer und zu Lande fahren; alles zu billigen Preiſen. Ich machte da im Schwerdte Bekanntſchaft mit einem Hamburger und einem Wiener Kaufmanne, die mit ihren Frauen die Schweiz durchreiſten. Sie fragten mich, ob ich mit ihnen reiſen wolle, und dieſes nahm ich dankbar an, weil ich ſo freie Beförderung bekam, und angenehme Reiſegeſellſchaft hatte. Ein reicher Baron wohnte auch im Schwerdte, der viel tractirte und Herrn Peter viel zu verdienen gab. Aus Dankbarkeit ſtellte der Wirth ihm zu Ehren den Abend vor ſeiner Abreiſe ein Transparent auf die Brücke, mit Namenzug und zwei Poſaunenengeln.

Ich brachte einen Brief an Herrn Dr. Römer, einen ausgezeichneten Botaniker und echten Schweizer. Er hatte große Aehnlichkeit mit einem treuen, rüſtigen Norweger, und ſo wurden wir bald Freunde. Er brachte mich zu Frau von Harmes, geborenen Berlepſch, einer geiſtreichen Dichterin. Wir disputirten über das Goetheſche Gedicht, Miedings Tod, ſie fand, daß der Gegenſtand zu klein, und ich, daß er herrlich war.

Vor unſerer Abreiſe vom Schwerdte überraſchte uns der Wirth noch auf eine angenehme Weiſe. Die Flügelthüren des Speiſeſaals öffneten ſich plötzlich, und hier gab Herr Peter uns, als Schäfer gekleidet, noch zu guter Letzt ein Ballet. Ich konnte mich

Digitized by Google

nicht genug über die Geſchicklichkeit des Mannes wundern. Hatte ich ihn doch vorher nur in Stiefeln mit gelben Klappen geſehen; ein Mann von mittleren Jahren, ſtark und wohl beleibt; und jetzt machte er Entrechats, wie man es ſich nur wünſchen konnte, während zum Abſchiede der Champagner ſprudelte. Ich glaubte in einem Feenſchloſſe zu ſein!

Wir reiſten jetzt in trefflichen Equipagen ab, unter unzähligen Wallnußbäumen, ſo voller Früchte, als wilde Kaſtanienbäume bei uns. Wir machten uns deshalb kein Gewiſſen daraus, mitunter Nüſſe während des Fahrens abzureißen, und einander damit zu bombardiren. Wo wir in ein Wirthshaus traten, rief immer mein Hamburger Freund auf der Schwelle: „Was haben Sie Gutes? Geben Sie uns vom Beſten!“ Das bekamen wir denn auch, die Rechnung ward aber dadurch bedeutend größer. Als bezahlt werden ſollte, legte ich auch mein Scherflein auf den Tiſch. — Der Kaufmann ſah mich verlegen an, ſchwieg und nahm das Geld. Als ich es aber am folgenden Tage eben ſo machen wollte, ſchob er das Geld zurück und ſagte: „Nehmen Sie es nicht übel, lieber Herr, aber wir können Ihr Geld keinesweges nehmen. Sie ſehen ja wohl, daß wir gar nicht ökonomiſch reiſen, und doch ſparen wir mehr dabei, als wenn wir zu Hauſe blieben. Sie ſollen aber nicht unſeretwegen überflüſſige Ausgaben haben! Sie könnten wohlfeiler reiſen, und eben ſo gut. Jetzt erfreuen Sie uns mit ihrer Geſellſchaft, dafür ſollen Sie nicht büßen. Stellen Sie ſich vor, daß Sie uns in Hamburg oder Wien beſuchen, und ſein Sie unſer Gaſt! dann brauchen wir uns auch nicht Ihretwegen mit den Ausgaben zu geniren.“ Das war lieberal geſprochen; ich zierte mich nicht, und machte weiter keine Einwendungen. Als ich zu Bette ging, und meine kleine Goldbörſe unter das Kopf=

Digitized by Google

kiſſen legte, freute ich mich brüderlich darüber, daß ſie jetzt eine Weile geſchont werden ſollte.

Nächſten Morgen, als ich mit den Kaufleuten beim Frühſtück ſaß, tritt das Stubenmädchen herein, und reicht mir meine Börſe; ich hatte ſie im Bette vergeſſen. — Die Kaufleute ſchwiegen, ſahen ſich aber an und lächelten. Ich dachte: „Verfluchte Diſtraction! Ganz kann man ſich doch nicht ihrer entwöhnen. Das iſt mir zum erſtenmale paſſirt. Sollen nun dieſe Geſchäftsleute gleich von mir denken, ich ſei auch ein Genie, in ſchlimmer Bedeutung des Worts? Und bin ich doch ganz ordentlich gereiſt; und es iſt mir nichts Aehnliches arrivirt, wenn ich den Paß in Dresden, und den Koffer in Quedlinburg, und die Verſpätung in Halberſtadt, und den Paß in Straßburg, und den Koffer in Stuttgart — ausnehme!"

So reiſten wir über den Albis nach Zug, wo ich den Roßberg ſah, der zwei Jahre vorher in ſeinem Sturze zwei Dörfer bedeckt hatte. Ueber den Zugerſee kamen wir nach Arth, und beſtiegen den Rigi, einer der ſchönſten Berge, der leicht zu erſteigen iſt. — Ich hatte noch immer den Straßburger Münſter im Kopf, und als ich droben auf einer Höhe ſtand, fragte ich: „Iſt dieſes wohl weit höher, als der Straßburger Münſter?" — „Ach gehen Sie mit ihrem Straßburger Münſter!" antwortete ein Schweizer, „die Ameiſe kommt hier gar nicht in Betracht." — Man kann ſich nach dem bloßen Augenſchein in einer Höhe leicht irren. Nur die ſchroffe Tiefe wirkt auf die Phantaſie; und das allmählige Hinaufſteigen einer ganzen Berggegend merkt man nicht.

Wir übernachteten auf dem Rigi. Die Schweizermädchen

Digitized by Google

ſangen uns alte Lieder vor. Eins davon gefiel mir ſehr, ſie wiederholten darin immer den Refrain:

„Durch keine Adelshand; —
Mit Guot und Muot, mit Herz und Bluot,
Wirſt g'rettet, Vaterland!"

Am nächſten Morgen ſtiegen wir höher hinauf, um eine recht weite Ausſicht zu bekommen; die trübe Luft erlaubte uns aber nicht, etwas zu ſehen. Ich ſchrieb in ein Buch, das da im Hauſe lag, voll ſchöner Sentenzen vieler Reiſenden:

„Ich kam hinauf — und ſah — und ſah —
Gar nichts! Der Nebel war ſchon da."

Später, als wir hinunterſtiegen, vertheilten ſich die Nebel. Wir hörten die Glocken der graſenden Kühe. In einer Kluft, ganz von Felſen umgeben, ſtand eine Kapelle bei einer Quelle. Mehrere Landleute von Freiburg kamen dahin, um das Waſſer zu trinken, das Taubheit heilen ſollte. Die Sonne ging gegen Abend ſo ſchön hinunter, die Glocken klangen in Quarten und Quinten, Freiburgſche Mädchen ſangen geiſtliche Lieder, von der heiligen Quelle zurückkehrend. Das Gras an den Anhöhen war friſch und grün. Ueber die Seen kamen wir nach Tells Kapelle, worauf geſchrieben ſteht:

„Hier ſchlug Thäll Gieſelers Huochmuoth."

Man zeigte mir einen Baumſtumpf; die guten Leute meinten, es wäre noch derſelbige Baum, wohinter er geſtanden, als er dem Tyrannen den Todespfeil zuſandte. — Es war mir, als ſähe ich Schillers Schatten mit einer Harfe im Arme über den Berg ſchweben; die ſeltſamen Phyſiognomien der fernen Gebirgsketten

brachten mir Lavater ins Gedächtniß, und im grünen, ſchattigen Thale ſchien es mir, ich ſähe Geßner Landſchaften malen, und Idyllen ſingen.

Die ſchönen Schweizerhäuſer mit den breiten Dächern, die freundlichen Mädchen mit Sonnenhüten und langen Haarflechten luden uns ein. Ich wiederholte leiſe bei mir die Haller'ſchen Zeilen:

„Wohl dir, vergnügtes Volk! o danke dem Geſchicke,
Daß dir der Laſter Quell den Ueberfluß verſagt;
Dem, den ſein Stand vergnügt, dient Armuth ſelbſt zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stärke nagt.
Als Rom die Siege noch bei ſeinen Schlachten zählte,
War Brey der Helden Speis, und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maaß von ſeinem Wohlſtand fehlte,
Trat bald der ſchwächſte Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber hüte dich, was Größres zu begehren,
So lang die Einfalt dau'rt, wird auch der Wohlſtand währen.

Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen;
Allein dein Pflug geht durch, und deine Saat errinnt;
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil ſich die Menſchen ſelbſt die größten Plagen ſind.
Dein Trank iſt reine Fluth, und Milch die reichſten Speiſen;
Doch Luſt und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht gibt dir nur ſchwirrend Eiſen,
Wie ſehr wünſcht Peru nicht, ſo arm zu ſein als du.
Ja hier hat die Natur die Lehre recht zu leben,
Dem Menſchen in das Herz, und nicht ins Hirn gegeben.

Wenn der entfernte Strahl die Schatten dann verlängert,
Und nun das müde Licht ſich ſenkt in kühle Ruh,

So eilt die ſatte Schaar, von Ueberfluß geſchwängert,
Mit ſchwärmendem Geblök gewohnten Ställen zu.
Die Hirtin grüßt den Mann, der ſie mit Luſt erblicket,
Der Kinder muntre Schaar frohlockt und ſpielt um ihn,
Und, iſt der ſüße Schaum der Euter ausgedrücket,
So ſitzt das frohe Paar zu ſchlechten Speiſen hin;
Begierd' und Hunger würzt, was Einfalt zubereitet,
Bis Schlaf und Liebe ſie umarmt ins Bett begleitet!

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Coppet und Genf.

Mit meiner Reiſegeſellſchaft fuhr ich Küßnacht vorbei, über den Vier Waldſtädter See nach Luzern, und von da durch Reith und Morgenthal nach Bern. Hier blieben wir ein Paar Tage in der Geſellſchaft einer ſehr gebildeten, geiſtreichen, jungen Frau von Haller; in Lauſanne trennten wir uns; ich ſtand wieder allein, und fuhr mit einem Retourwagen nach Coppet, um die Frau von Stael-Holſtein zu beſuchen, wie ich ihr in Auberge en ville verſprochen hatte.

Ich ſtieg in einem dunkeln Wirthshauſe ab, trat in eine traurige, kalte Stube, und ließ mir einige Bündel Reißholz in dem Kamin anzünden, um das feuchte Herbſtzimmer zu erwärmen und zu erheitern. — Sonſt, wenn ich in ein ſolches ländliches Wirthshaus allein trat, pflegte ich gewöhnlich die Küche zum Aufenthalte zu wählen. War es kalt, ſo konnte man ſich da an's Feuer ſetzen, wo das eine Ende eines ganzen Baumſtamms brannte, der nach und nach hineingeſchoben wurde. Der Braten, der ver-

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

zehrt werden ſollte, wälzte ſich dann gar luſtig auf dem Spieße. Ich ſprach mit den Leuten. Mädchen und Knechte kamen und ſetzten ſich an einen entferntern Tiſch; eine Treppe führte gewöhnlich zu einer Gallerie hinauf, wo alle Thüren des zweiten Stocks hinausgingen. Indeß wurde das Wohnzimmer geheizt, und das Bett zurecht gemacht. — Heute that ich nun Verzicht auf dies hübſche Bild der niederländiſchen Schule; ich hatte Herrn A. W. Schlegel ſagen laſſen, daß ich hier wäre, und erwartete ſeine Antwort, vor dem Kamin ſitzend, ins Feuer ſchauend, und aller verſchwundenen Freuden eingedenk. Es dauerte nicht lange, ſo kam ein Bedienter mit einer Einladung von der Frau von Stael und mein Koffer wurde gleich auf das Schloß getragen. Auf dem Schloſſe war alles heiter und elegant, und die witzige Frau kam mir freundlich und lachend entgegen, lud mich ein, einige Wochen bei ihr zu bleiben, und neckte mich, weil ich noch nicht beſſer franzöſiſch ſprach. Mit ihr konnte ich nun, was das betraf, nicht in Verlegenheit kommen; denn ſie verſtand ſehr gut deutſch. Ihre Kinder, der neulich verſtorbene, wackere Auguſt, und ihre Tochter, die jetzige Herzogin von Broglio, damals ein halberwachſenes Mädchen, ſprachen ſogar gut deutſch. Auch der Herr Benjamin Conſtant, den ich da traf. Auguſt Wilhelm Schlegel ſprach alle Sprachen gleich gut; und der alte Baron Voigt aus Altona, ein Zeitgenoſſe Schröders und Leſſings, war eben damit beſchäftigt, ihnen Nathan den Weiſen vorzuleſen. So konnte man recht ſagen, die Deutſchen hätten hier in der franzöſiſchen Schweiz eine Eroberung gemacht. Sprach doch der alte, liebenswürdige Bonnſtetten auch eben ſo gut deutſch wie franzöſiſch. Und wie gut Benjamin Conſtant deutſch verſtand, merkte ich einige Abende darauf, als er uns eine Ueberſetzung von Schil-

Digitized by Google

lers Wallenſtein Racíniſirt vorlas; eben wie Goethe und Schiller Racines Phädra, und Voltaires Mahomet und Tancred Goethiſirt und Schilleriſirt hatten. Noch waren der berühmte Hiſtoriker Sismonde de Sismondi da, ein trefflicher Mann, und ein Graf de Sabran, der gar kein deutſch verſtand. Weil ich zu viel ſchwieg in den franzöſiſchen Unterredungen, ſo ſagte Sismondi zu der Frau von Stael von mir: „C'est un arbre, sur lequel il croit des tragedies!“ Schlegel war höflich, aber kalt gegen mich. Ich hatte große Achtung vor ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit, vor ſeinem Scharfſinn, ſeinem Witze und ſeinem außerordentlichen Sprachtalente. Ich kenne keine beſſeren Ueberſetzungen, als die ſeines Shakespeares und Calderon. Mit großer Beredtſamkeit hat er über Poeſie und Kunſt viel Treffliches und Wahres geſagt. Er ſchien mir aber von einer gewiſſen Einſeitigkeit und Partheilichkeit nicht frei zu ſein. Wie ſein Bruder, und die ganze neuere Schule, hielt er mir zu viel auf Hierarchie und Ariſtokratie. Er zog Calderon dem Shakespeare vor; Luther und Herder tadelte er ſcharf, und ſein ganzes Weſen hatte etwas, was mir nicht zuſagte. Weniger noch, wahrſcheinlich, gefiel ich ihm! Meinen Palnatoke ging er mit mir durch, und half mir viele Fehler corrigiren. Nie rühmte er etwas von mir. Zehn Jahre ſpäter, als ich in Paris die Frau von Stael wieder ſprach, erzählte ſie mir, er habe meinen Correggio gelobt. Das freute mich, denn es iſt natürlich, daß man gern von denen geachtet ſein will, die man ſelbſt achtet. Als ich von Genf wegreiſte, ſchrieb er höflich in mein Stammbuch:

„Fremdling, doch altverbrüdert, tritt herein!
Willkommen gern, im deutſchen Dichterhain!
Sing' nordiſche Sagen uns auf deutſche Weiſen
Und unſrer Wälder Nachhall ſoll Dich preiſen.“

Digitized by Google

Schlegel ritt alle Tage, um ſich eine Motion zu machen, ein zahmes Pferd. Einſt hatte man ihm ein unbändigeres gegeben; er weigerte ſich, ſelbiges zu reiten. Die Frau v. Stael foppte ihn, und Benjamin Conſtant erbot ſich, das Roß zu reiten, um Schlegeln zu beweiſen, daß keine Gefahr dabei ſei. Wir gingen alle in den Thorweg hinunter, um Zeugen dieſes Abentheuers zu ſein. Conſtant beſtieg das Pferd und galloppirte von dannen; kaum aber war er eine Strecke Weges geritten, ſo wurde er in einen naſſen Graben geworfen. Ich vergeſſe nie das Mitleid, welches ihm Schlegel bezeugte, als er ziemlich naß, zu Fuße gehend, unverrichteter Sache zurück kam.

Wie lebendig, geiſtreich, witzig und liebenswürdig die Frau von Stael war, iſt der ganzen Welt bekannt. Ich wüßte kein Weib, das ſo viel Genie verrathen hätte. Darum war ſie einem Manne auch ſehr ähnlich, ſtark unterſetzt, mit einem markirten Geſichte. Hübſch war ſie nicht; ihr brillantes, braunes Auge hatte indeß doch viel Anziehendes, und das weibliche Talent, Männer zu gewinnen, und durch Anmuth und Feinheit die verſchiedenartigſten Charaktere zu beherrſchen und geſellig zu vereinen, beſaß ſie im hohen Grade. Ihr Genie und ihr Geſicht, ſelbſt beinahe ihre Stimme, waren männlich; ihre Seele aber war im hohen Grade weiblich, das hat ſie in Delphine und Corinna bewieſen. Rouſſeau hat nicht feuriger die Liebe geſchildert; und Kenntniſſe hatte ſie, und denken konnte ſie, wie ein Mann. Sie ſchrieb eben damals ihr Buch über die deutſche Litteratur, und las jeden Tag einen Band. Man hat ſie beſchuldigt, ſie habe nicht ſelbſt die Bücher geleſen, und ihr Urtheil von Schlegel überkommen; das iſt aber nicht wahr. Sie las ſelbſt deutſch mit großer Leichtigkeit; nur die Ausſprache war ihr ſchwer; weswegen ſie auch, wenn ſie

Digitized by Google

mir eine Stelle aus einem deutſchen Buche vorleſen wollte, dieſelbe lieber gleich in's franzöſiſche überſetzte. Schlegel hatte freilich vielen Einfluß auf ſie gehabt, ſie hatte durch ihn die deutſche Litteratur erſt kennen gelernt; ihr Urtheil wich aber in Vielem von dem ſeinigen ab. Sie konnte ſelbſt denken, ſie widerſprach ihm häufig, und neckte ihn oft, wenn er ihr zu partheiiſch ſchien. In ihrem Urtheile über die franzöſiſche Tragödie wichen ſie beſonders von einander ab.

Die Frau von Stael hat das Verdienſt, die franzöſiſche Nation zuerſt auf die Schönheiten der deutſchen Poeſie aufmerkſam gemacht zu haben. Iſt nun Vieles in ihren Aeußerungen flüchtig und gar zu raſch, ſo muß man ihr das als einer Frau und einer Franzöſin vergeben. Viel Gutes und Schönes hat ſie über deutſche Schriftſteller geſagt. Freilich mangelte ihr das tiefe, ſtille, ernſte Gemüth, um in den eigentlichen Geiſt der germaniſchen Poeſie hineinzudringen; auch hat es etwas Unangenehmes, alle die großen Männer vor dem Zelte dieſer poetiſchen, Revue haltenden, Semiramis vorbei paſſiren zu ſehen; doch behandelt ſie alle ausgezeichnete Schriftſteller mit Achtung, und ſpendet ihnen nicht karg ihre Ehrenzeichen.

Ihr größtes Talent beſtand darin, über Alles, was ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog, etwas Treffendes und Pikantes zu ſagen. Dieſes Talent machte ſie zu einer ſehr angenehmen Geſellſchafterin. Wo ſie ſich zeigte, zog ſie, trotz der jungen Schönen Anweſenheit, alle Männer von Kopf und Herz in ihren Kreis. Nimmt man nun dazu, daß ſie ſehr reich, ſehr gaſtfrei war, und alle Tage prächtige Diners gab, — ſo wundert man ſich nicht darüber, daß ſie wie eine Königin, wie eine Art von Fee, in ihrem Zauberſchloſſe die Männer an ſich zog und beherrſchte; und, um die

Digitized by Google

Herrſchaft anzubeuten, ſollte man glauben, daß ſie immer am Tiſche den kleinen Blätterzweig in der Hand hielt, mit dem ſie während des Geſprächs unaufhörlich ſpielte, und den der Bediente täglich neben ihr Couvert legen mußte, weil er ihr eben ſo nothwendig, wie Meſſer und Gabel war.

Ich war ſchon einige Zeit bei ihr, als Zacharias Werner eines Tages in die Stube hineintrat, mit einer großen Schnupftabaksdoſe in der engen Weſtentaſche, mit vielen Schnupftabak in den Naſenlöchern, und mit tiefen Verbeugungen. Er ſprach, wie ich, ſchlecht franzöſiſch, das genirte ihn aber nicht. In ſeinem eigenen Patois hielt er der Geſellſchaft täglich bei Tiſche Vorleſungen über ſeine myſtiſche Aeſthetik. Sie hörten ihm mit großer Aufmerkſamkeit zu, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er Proſelyten gemacht. Denn obſchon ſich die Franzoſen immer gegen fremde Natürlichkeit geſträubt haben, ſo waren ſie dagegen immer geneigt, fremder Unnatürlichkeit Gehör zu geben; wie man es an Caglioſtro, Mesmer, dem Grafen St. Germain und der Frau von Krüdner geſehen hat. Selbſt die Frau von Stael hörte Wernern ſehr aufmerkſam zu, und ſchalt auf mich, weil ich nicht andächtiger auf ſeine Herzensergießungen Achtung gab. — Es ſchmerzte mich, dieſe Veränderung bei Wernern zu entdecken. Mit vielem Vergnügen hatte ich ſeine Söhne des Thales und ſeine Weihe der Kraft geleſen; obgleich ſchon in dieſen Werken der Keim zu ſeiner folgenden Krankheit zu erkennen iſt. — Jetzt ſollten wir aber die Unkraft weihen; dazu hatte ich gar keine Luſt. Er las uns ſeinen Attila vor, worin noch viel Schönes iſt; obſchon die Krankheit hier ſehr deutlich hervortritt, und die folgende Vernichtung kund gibt. Beſonders graute mir vor der Replique: „Umarme mich, Jüngling! Jetzt laſſe man ihn von Pferden zerreißen!“

Digitized by Google

Die Stael bewunderte alles ſehr enthuſiaſtiſch; ich konnte dieſen Enthuſiasmus nicht theilen; ſie betrachtete das als einen Mangel an Verſtand oder Geiſt bei mir. Noch kannte ſie gar nichts von meinen Schriften; denn ſie waren noch nicht angekommen.

Ich liebte Werner perſönlich; es war ein gutherziger Mann, offen und theilnehmend; mit einer gewiſſen Laune wußte er ſich ſelbſt auf eine liebenswürdige Weiſe preis zu geben; er hatte vieles in der Welt erlebt und erfahren; und ich ſprach ſehr gern mit ihm, wenn wir allein waren; auch war er weder arrogant noch animos, wenn man nicht ſeiner Meinung war.

Wir gingen einmal mit einander ſpazieren auf der Heerſtraße zwiſchen Coppet und Genf. Ich hatte meinen Correggio im Kopfe und theilte ihm den Plan mit. Ich hatte gehört, daß er auch ein neues Stück ſchreiben wollte, und bat ihn, mir den Inhalt zu ſagen. Wir waren indeß wieder nach Hauſe gekommen. „Nein, vergeben Sie, lieber Freund!“ — ſagte er — eine Priſe nehmend, „das kann ich nicht! Ich habe ſchon öfter Andern meine Pläne mitgetheilt, dann iſt es in die Zeitungen gekommen, und hat mir viele Verdrießlichkeiten verurſacht.“ — Ich war ſchon an ſein wunderliches Weſen ſo gewöhnt, und er ſagte mir das ſo gutherzig und naiv, daß ich nicht auf ihn böſe werden konnte; ich ſpaßte mit ihm über ſeine Weigerung, und wiederholte mein Verlangen. Als wir ſo ſprachen, trat die Frau von Stael in's Zimmer, und fragte: wovon die Rede ſei? Ich ſagte ihr lachend: „ich ſchelte auf Werner! Ich habe ihm meinen Plan zu meiner neuen Tragödie mitgetheilt, und jetzt will er mir nicht den ſeinigen mittheilen. Iſt das nicht arg?“ — „Ah“ — antwortete ſie ganz ernſthaft und zurechtweiſend — „C'est une autre chose', vous etes encore jeune; vous avez besoin de vous

former!“ Ohne zu antworten, kehrte ich ihr ſchnell den Rük-ken und verließ das Zimmer. Sie erwartete immer, daß ich wie-der kommen ſollte; wie ſie endlich einen Bedienten nach mir ſchickte, erzählte er ihr: „ich packte meine Sachen in meinen Koffer, um wegzureiſen.“ Jetzt ſuchte Sie mich ſehr freundlich auf, und bat mich zu bleiben, und nicht böſe zu ſein; „ich wiſſe ja, wie ſehr ſie mich achte; Werner ſchätze ſie ſeiner Gedichte wegen, für mich hege ſie perſönliche Freundſchaft.“ — Ich antwortete „daß ihre Freund-ſchaft mich ehre und freue; und wenn ich weiter nichts als ein hoffnungsvoller Jüngling wäre, ſo müſſe das mir vollends genug ſein; ich habe aber ſchon eben ſo lang und ſo Vieles als Werner gedichtet; ich glaube nichts von ihm lernen zu können, er habe Genie und Herzensgüte, aber keinen geſunden Geſchmack, und wenn es lange ſo fortdauern ſollte, würde es ihm bald an geſun-dem Menſchenſinn gebrechen! Ich könne nicht verlangen, daß Sie etwas auf mich als Dichter halten ſollte, weil ſie noch nichts von meinen Arbeiten kenne, nur ihr Urtheil über meine dichteriſchen Bedürfniſſe ſolle ſie bis auf Weiteres aufſchieben.“ Sie gab mir Recht, und ſo ward der Friede geſchloſſen. Kurz darauf bekam ſie Aladdin und Hakon Jarl zu leſen, und fand denn auch, daß ich nicht bei Wernern in die Schule zu gehen brauchte.

Auch Werner hatte wohl ein ähnliches Gefühl; er gab mir in meinem Stammbuche (jetzt nach ſeiner Meinung als ebenbür-tig) folgende Satisfaction:

Wir Söhne, von dem fernen Norden,
Sind hoher Luſt gewürdigt worden,
Zu ſchaffen vor der Menſchen Schaar,
Was lebend, dauernd, ſchön und wahr.

Digitized by Google

Geſellt durch gleichen Ruf und Meiſter,
Zieh'n, gleichen Theils theilhafte Geiſter,
Wir, ob getrennt der Pfad auch ſcheint,
Zu gleichem Ziel, das uns vereint.

Das ſchrieb mit redlichem Gemüthe der ſich Ihrer als eines gleichgeſinnten, mit ſchöner Kraft ausgerüſteten Mitarbeiters erfreut, zur Erinnerung und Befeſtigung unſers Vereins u. ſ. w.

Der Winter nahete ſich, und die Frau v. Stael ſtellte mir vor, es wäre thörigt, jetzt nach Italien zu reiſen; ich ſollte dieſen Winter bei ihr bleiben, einen italieniſchen Sprachmeiſter nehmen, und dann mit dem Frühlinge über die Alpen gehen. Das war ſehr vernünftig und freundlich geſprochen, ich dankte ihr und blieb.

Ich überſetzte bei ihr Axel und Walburg; und Werner half mir brüderlich bei der Durchſicht des Stückes, er rühmte es, ſogar auf eigene Koſten.

„Wenn ich nun ein ſolches Stück hätte ſchreiben ſollen,“ — ſagte er lächelnd — „ſo hätte ich einige Parthien brillanter ausgearbeitet, um die ſogenannten ſchönen Stellen hervorzubringen. Der Erzbiſchof hätte weit mehr zu ſagen bekommen. Sie haben auf das Ganze geſehen, ohne Vorliebe für etwas Einzelnes, und daran thaten Sie Recht.“ —

Noch eines andern talentvollen Mannes Bekanntſchaft machte ich in Coppet. Der Bildhauer Tieck, Bruder des Dichters, der die ſchöne Büſte von Goethe gemacht hat, kam, um Schlegel zu beſuchen. Er machte, während er da war, Schlegels Büſte und die Büſte der Frau von Stael.

Im Winter reiſten wir alle nach Genf, und hier bekam ich ein Zimmer in der Stadt, weil nicht Platz für mich im Hauſe

war. — Es wurde viel in den Cirkeln getanzt, ſie wollten alle, daß ich tanzen ſollte, und es half nichts, wenn ich ſagte: „ich könne nicht tanzen.“ Um der Sache ein Ende zu machen, ließ ich mir einen kleinen piemonteſiſchen Tanzmeiſter holen, der mich in der Geſchwindigkeit das Walzen lehren ſollte, weil man verſicherte, daß dies kinderleicht zu begreifen ſei. Nun wohnte ich unglücklicherweiſe einer Mädchenſchule gerade gegenüber. Damit ſie nun nicht mich alten Menſchen mit dem kleinen Piemonteſer am lichten Tage herumwalzen ſähen, mußte ich erſt mit Schirmbrettern (es waren keine Rollgardinen da) künſtliche Nacht in der Stube machen, und Licht anzünden. Kaum war das gethan, ſo packte die kleine Geſtalt mich wie einen Zauberzweig um den Leib, und nachdem er mir geſagt, wie ich die Füße ſetzen ſollte, drehete er mich zu wiederholtenmalen herum, ſo daß mir ganz ſchwindlich wurde, und ich beinah auf den Kamin gefallen wäre, und mir den Hirnkaſten zerſchlagen hätte. Kaum war ich wieder zur Beſinnung gekommen, ſo bezahlte ich das ihm für einen Monat verſprochene Geld, und bat ihn, ſich ferner mit mir keine Mühe zu machen. — So lernte ich noch in meinem neun und zwanzigſten Jahre das Walzen in Genf.

Die Genfer ſind geſcheidte, wohlerzogene, ſittliche Leute; ſie ſind aber, mit Erlaubniß zu ſagen, weder recht Fiſch noch Fleiſch, weder Franzoſen noch Deutſche, haben weder die Lebendigkeit jener, noch die Derbheit dieſer; ſie ſind ſüdliche Proteſtanten und democratiſche Ariſtokraten, alles geht kalt und abgemeſſen da zu. Das vornehme Weſen iſt hier zu Hauſe, und obſchon kein eigentlicher Adel da iſt, halten doch gewiſſe Familien ſehr viel auf ihre Herkunft. Alles iſt da abgeſondert, ſogar die Jugendgeſellſchaften von den Geſellſchaften der Aeltern. Uebrigens ſind ſie ſehr höflich,

Digitized by Google

gebildet und wohlunterrichtet. Weil ich im Gefolge der Frau von Stael war, ſo hatte ich Zutritt zu allen ihren Cirkeln, und genoß viele Gaſtfreiheit. Die Stael ward ihrer großen Talente, ihres Ranges, Vermögens und feinen Lebensart wegen ſehr geachtet; übrigens paßte ihr freies, luſtiges Weſen nicht eigentlich in dieſe Kreiſe, und ſie gehörte höchſtens nur wie ein ſeltner Komet, deſſen Bahn ſich nicht berechnen läßt, in dieſes ſtreng-mathematiſch beſtimmte Planetenſyſtem. Daß übrigens auch hier viele ausgezeichnete Menſchen waren, verſteht ſich von ſelbſt; und das Genie der Frau von Stael zog die beſten Köpfe und tüchtigſten Leute in ihre Nähe.

Alle Tage beinahe gab ſie Diners und Soupers. Zu den Mittagsmahlen fand ich mich ein; weil es mir aber zu viel war, auch des Abends zu eſſen, ſo blieb ich oft zu Hauſe. Mein Zimmer war ſehr kalt; ich machte mir, mit den bewußten Schirmbrettern, eine kleine Stube in der größern, einen Status in Statu, feuerte tüchtig in dem Kamin, und ſteckte beinahe die Beine in's Feuer hinein, während ich bei einer Taſſe Thee den Plutarch las. Wie ich eines Abends die Strümpfe abzog, um zu Bette zu gehen; entdeckte ich große, braune Flecken auf meinen Schienbeinen, die ich, ohne es zu merken, mir beim Kaminfeuer gebrannt hatte, und doch fror ich.

Die Frau von Stael wollte, daß ich auch des Abends kommen ſollte, und ward auf mich böſe, weil ich ſo oft wegblieb. Weil mir nun aber meine Freiheit immer ſehr theuer war, und ich lieber in der Ballance (im Wirthshauſe) ein Gericht Kohl mit Liebe, als bei ihr einen fetten Ochſen mit Haß, eſſen wollte, ſo fand ſie ſich darein, und ich bekam Erlaubniß zu kommen, wenn ich wollte.

Digitized by Google

Einmal überraſchte es mich ſehr bei ihr, die herrliche Muſik von Schulz zu den Geſängen der Raciniſchen Athalie zu hören. Ich begriff nicht, wie dieſe Herzenstöne des Nordens nach Süden gekommen wären. Nachher erfuhr ich, daß meine Landsmännin, die Dichterin Friederike Brun, Schulzens große Verehrerin, die Muſik nach Genf gebracht hatte. Die Frau Brun wurde in Genf ſehr geliebt, beſonders von dem Herrn von Bonſtetten und der Frau von Stael; ihr Aufenthalt daſelbſt mit der liebenswürdigen Ida ſtand noch im frohen Andenken.

Digitized by Google

Eilftes Kapitel.

Reiſe nach Italien. Simplon. Turin. Mailand.

Als der Frühling kam, und die Vögel wieder herumflatterten, ſpreitete ich auch meine Flüglein aus, um mich über die Alpen zu ſchwingen. Die Jungfrau jenſeits des Genferſees hatte ſchon lange mit mir geliebäugelt und mein Herz gewonnen, wie eine kalte, hübſche Blondine, die durch ihre phlegmatiſche Coquetterie täglich mehr Oel in die Flamme gießt. Ich nahm von der Frau von Stael Abſchied, und ſie ſchrieb in mein Stammbuch:

„J'introduis pour la premiere fois le français dans ce livre, mais bien que Goethe l'ait apellé une langue perfide, j'espere, mon cher Oehlenschläger, que vous croirez à mon amitié pour vous, et à ma vive estime pour l'auteur d'Axel et Valburg."

Sismondi ſchrieb darein:

„Vas, Poete! voir l'Italie!
C'est la terre des souvenirs,
Des arts la brillante patrie,
Le trône enchanté des plaisirs.

Digitized by Google

Mais aussi aux rives de Tibre
Pense qu'un peuple, grand et libre,
Fonda l'eternelle cité;
Vois ses murailles entrouvertes,
Ses palais, ses places désertes:
Tout meurt avec la liberté!

Benjamin Conſtant ſchrieb hinein:

„Un sublime essor te raméne
A la cour des Soeurs d'Apollon,
Et bientôt avec Melpomene
Tu vas d'un nouveau Phénoméne
Enrichir le sacré vallon,
Zum Andenken der freudigen mit einander ge-
noſſenen Tage.“

So reiſte ich am erſten März 1809 mit der Diligence ab, durch Ancy nach Chamouny, wo ich in einer ſchlechten Stube in einem Bette ſchlief, wo, wie man mir erzählte, ein junger Reiſender geſchlafen hatte, der neulich von Räubern ermordet worden war. Ich ſchlief doch ruhig, und dachte: wo die Räuber neulich geweſen ſind, kommen ſie nicht ſo bald wieder.

Um zwei Uhr fuhr ich weiter, konnte nicht ſehen, wer mit mir im Wagen ſaß, und ſetzte den Schlaf, den ich im Wirthshauſe gar zu früh unterbrochen hatte, im Wagen ſitzend fort. Als ich erwachte, wunderte ich mich über meine Reiſegeſellſchaft. Mir gegenüber ſah ich Aladdin mit ſeiner Mutter Morgiane; aber Aladdin aus der erſten Periode: ein kleiner, dicker, rothbackiger Junge, der immer aß, was die Mutter von Aepfeln und Semmeln im Sacke hatte, immer luſtig und ungezogen war, während die Mutter mit bekümmertem Geſichte im dünnen, kattunenen Mantel fror, und ängſtlich daran dachte, woher das Brot kommen

ſollte, das der Knabe mit vollen Backen kaute, immer verſichernd, daß es ſehr gut ſchmecke.

Wir kamen durch Savoien, einen langen, engen von ſchwarzen Steinwänden eingeſchloſſenen, horizontalen Schornſtein, wo ſich die Jungen im Klettern üben, um nachher in Paris perpendiculair hinauf zu kriechen. Ich hatte neulich in Genf das liebe Singſpiel von Dalairac, die Savojarden, geſehen; und in vielen hübſchen Jungen glaubte ich meine Freunde Piedro und Joſeph wieder zu erkennen. Eine große, krauſe Wolke flog hoch in der Luft durchs Thal; ſie ſchien mir der herrliche Savojarden Held: Prinz Eugenius, mit Federhut, Allongeperücke und gezogenem Schwerte zu ſein.

Lange begegnete uns nichts, als arme unter der Laſt gebeugte Eſel und Eſeltreiber; endlich galloppirte ein franzöſiſcher ſtolzer Kriegsmann vorbei, feuerbraun im Geſicht. Ich fing ſchon an Betrachtungen und Vergleichungen anzuſtellen, als einer der Eſeltreiber ſich klagend der Deligence näherte, und bat: wir mögten dem Franzoſen um Gotteswillen zu Hülfe kommen, er ſei vom Pferde geſtürzt, und habe ſich den Kopf gefährlich verwundet. Der Mann lag wirklich ohne Bewußtſein da. Als er zu ſich ſelber kam, fing er bitterlich zu weinen an, und beklagte ſeine arme, junge Frau, die ihn ſo früh verlieren ſollte. Bald entdeckten wir, daß er einen Rauſch hatte, und daß dieſer mehr als die Wunde wirkte. Wir nahmen ihn in den Wagen und brachten ihn zu ſeiner Frau, die im nahen Dorfe wohnte. Sie wunderte ſich nicht ſehr darüber, und war vermuthlich daran gewöhnt, daß der Mann oft mit Beulen und Bleſſuren nach Hauſe kam.

Wie erſtaunte ich am nächſten Tage, als ich früh Morgens im Wagen die Augen aufſchlug, und mich mitten im Schnee,

Digitized by Google

mitten im Winter fand. Ich hatte bereits ſchöne Frühlingstage in Genf erlebt, jetzt auf dem Mont Cenis war es wieder Januar.

Unter Allem, was ich auf meiner Reiſe geſehen, bin ich über nichts ſo ſehr als über die Alpen erſtaunt. Immer hatte die Phantaſie ſich ſchon vorher ein Bild von der Sache gemacht; meiſtens übertrieben; und ſo mußte erſt genauere Kenntniß und Genuß mich dazu bringen, die ſchöne Wirklichkeit dem vagen Traume vorzuziehen. Aber hier hatte die Phantaſie nicht übertreiben können; denn die Natur war gewaltiger und wilder, als die wildeſten Geburten der Phantaſie, und die ungeheure Solidität der Wirklichkeit machte alle Nebelbilder wie ſchwache Schatten vor dem Lichte verſchwinden. Dieſe granitſteinernen Phantaſien des Schöpfers ließen mich in hoher Ehrfurcht ſchaudern. Mein eigner Körper ſchien mir, von dieſen feſten Bergketten umgeben, ſo lokker und loſe zuſammen geleimt, daß ich mich ordentlich fürchtete, meine Glieder zu ſchütteln, damit ſie nicht wie mürber Zunder von einander fielen. Hier war kein Merkmal der Geſchichte! ſeit Jahrtauſenden war nichts verändert. Nur der ſchöne bequeme Weg, der Italien mit Frankreich verbindet, wand ſich die Felſen entlang, bald über Abgründe, bald durch Klippenhöhlen gehend, das merkwürdigſte Denkmal Napoleons, dauerhaft wie die Pyramiden des Nils, und eben ſo nützlich, wie jene eitel und albern.

Allein auch an andere Helden dachte ich, während meine Augen die fernen, dunkeln Flecken an den Steinwänden betrachteten, die wie Moos ausſahen, und ungeheure Tannenwälder waren. Auch an meine Vorfahren, die Cimbren, Teutonen und Longobarden, dachte ich, auch an den tapfern Hannibal — die alle über

Digitized by Google

dieſe Alpen kletterten und auf ihren Schilden glitten, ohne einen Weg zu haben.

Weil es jetzt hurtig im Schlitten ging, konnte ich nicht umhin, die ganze Reiſe mit dem Grafen Benjowsky und ſeinem Verfaſſer, dem Herrn von Kotzebue, in Gedanken zu machen; lächelte aber ſchalkhaft dabei, denn ich wußte wohl, daß mein Sibirien Italien, und mein Tobolsk und Kamtſchatka Florenz und Rom ſein würden. Oben am Berge ſteht ein Haus, wo der Commandant die Päſſe durchſieht, und wo fromme Mönche unentgeldlich Punſch, Wein und Kaffee hergeben. Es iſt ſchön, eine ſolche menſchliche Gaſtfreiheit in der ungaſtfreien Natur zu finden; es iſt meiſtens umgekehrt.

Jetzt ging es wieder hinunter. Der Schnee verlor ſich nach und nach. Der Abend ward außerordentlich ſchön, die kahlen Steinmaſſen wichen zurück; die Vegetation fing wieder an in doppelter Blüte, und der Gedanke erhöhte Alles: Jetzt biſt du in Italien, wo die Citronen blühn und die Goldorangen glühn. Es ſchien mir, nachdem die gewaltige Scene überſtanden war, als erhöbe ſich nach und nach die neugeborne Welt aus dem wüſten Chaos. Dort landete Noah mit der Arche auf Ararat. Bei jener Höhle ſaßen Deucalion und Pyrrha unter dem Baume. Hier ſpielten Baldur und Vidar im Graſe mit den gefundenen goldenen Würfeln, und die vorigen Drangſale des Lebens lagen vor ihnen wie ein verſchwundener Traum.

Ein ältlicher franzöſiſcher Kaufmann ſaß bei mir im Wagen. „Welch ein Werk!" brach er plötzlich aus, „welch ein Meiſterſtück!" — Ich glaubte, er meinte die Schöpfung der Natur, er meinte aber nur die Heerſtraße. Er war auf die Italiener aufgebracht, und mochte deshalb gar nichts Italieniſches leiden. Im=

Digitized by Google

mer ſchwieg er, wenn ich begeiſtert bewunderte, bis wir unten im Thale einigen Kühen mit großen Hörnern begegneten. „Sehen Sie einmal, mein Herr," brach er jetzt aus, „wie monſtrös Alles in dieſem verfluchten Lande iſt, übertrieben und geſchmacklos; die Leute hier haben gar keinen Geſchmack." — „Aber was wollen Sie denn in Italien, mein Herr?" Er zuckte die Achſeln und ſeufzte: „Kaufmannsgeſchäfte!" — „Freilich", dachte ich, da muß man oft mit Geſchmackloſigkeit und großen Hörnern vorlieb nehmen." — „Sollten Sie wohl glauben", ſagte ich nach einigem Stillſchweigen, „daß es Menſchen gegeben hat, die dieſe Berge überſtiegen, als noch gar kein Weg da war?" — „Das müſſen denn einzelne Wagehälſe oder Engländer geweſen ſein!" — „Nein, ganze Nationen." — „Das muß denn in der fabelhaften Zeit geſchehen ſein!" ſagte er mißtrauiſch.

In Turin hätte ich mich beinahe verirrt, weil die Häuſer und Straßen ſich da alle ähnlich ſehen; ſehr prächtig, aber zu monoton und menſchenleer. Ich ging in's Schauſpiel, es war nichts beſonderes. Am nächſten Tage beſah ich das große Opernhaus, zum Erſatz, weil da nicht geſpielt wurde. Ich guckte in den dunkeln, ungeheuren Raum. Um mich doch etwas zu amüſiren, zeigte man mir die Maſchinerie. Das half aber wenig. Mein einziger Troſt war eine große Trommel, worauf ich einige Donnerſchläge und Kanonenſchüſſe, wie ein zweiter Jupiter oder Napoleon anbrachte. Der Tag draußen war trübe, und hier fand ich die Sonne, zwar vergoldet aber beſtäubt mit zerriſſenen Strahlen, im Winkel ſtehen. Drauf wurde mir ein Druckwerk gezeigt, wodurch man wirkliches Waſſer (kein poetiſches) auf die Bühne bringen konnte. Man konnte auch die Bühne im Hintergrunde öffnen, und die Zuſchauer in's Blaue der wirklichen Welt hinaus

Digitized by Google

ſchauen laſſen, wenn der gar zu lange Aufenthalt in der Phantaſienwelt ihnen unheimlich wurde. Denn es geht dem großen Haufen wie den Seehunden, ſie können wohl im Reiche der Poeſie ein Stündchen aushalten, wünſchen aber doch bald in's (ungeſalzene) Meer der Proſawelt wieder hinauszuplumpen. Am ſtolzeſten war der Aufſeher auf den Pferdeſtall, woraus die vierbeinigten Komödianten, oder eigentlich Tragiker, (denn ſie ſpielen wie Talma nur in der Seria) heraus kommen konnten, und in den muſikaliſchen Haupt- und Staatsactionen auf den Brettern agiren. In Berlin haben ſie auch Theaterpferde, es war mir nichts neues. —

Ich beſuchte in Turin noch Herrn Bonzanigo, einen Sculpteur en bois, wie er ſich nannte, der auch ſehr artige bas Reliefs in Elfenbein ſchnitt. Er hatte ein ſeltnes Talent, und es war eine ſchöne Erfindung in vielen ſeinen Sachen. Er ſelbſt war ein hübſcher, alter Mann. „Man muß Genie haben, um ſolche Kunſtwerke zu machen," ſagte ich zu ihm. — „Ja wohl," antwortete er ernſt und freundlich, „ſehr viel Genie." Es war gar keine Anmaßung in ſeiner Behauptung, keine Prahlerei; er betrachtete Genie als ein nothwendiges Erforderniß, um Kunſtwerke zu liefern. Wer es nicht hat, ſoll ſie nicht machen, dachte er wohl; und darin hat der alte Mann nicht Unrecht.

Ich reiſte mit einem Veturin nach Mailand. Im Wagen traf ich wieder meinen franzöſiſchen Kaufmann, und ein hübſchgekleidetes Frauenzimmer, eigentlich ein Dienſtmädchen, das nach Mailand reiſte, um — wie wir nachher entdeckten — Kinderwärterin zu werden. Sie erzählte uns, daß ſie aus einer kleinen franzöſiſchen Stadt, älter als Rom, gebürtig ſei, die ihren Na-

men nach einem wilden Menſchen bekommen habe, den man dort ſplitternackend im Walde gefunden hatte.

Ein drolliges, kleines Ding von 38 Jahren. Wie ſie ſah, daß wir höflich gegen ſie waren, machte ſie auch gleich die Dame und nahm eine kleine Schachtel mit Spielkarten hervor. Ihre Schürze wurde mit Stecknadeln auf die Knie der Gegenüberſitzenden geheftet, und auf dieſem Tiſch lud ſie uns ein, Mariage und Piquet mit ihr zu ſpielen. Es ſchien, als ob die Jungfer Luſt hätte, um ein wenig Geld zu ſpielen, um das Spiel pikanter zu machen; gewiß nicht aus Eigennutz; denn ſie verlor immer. Darum wollten wir auch nicht mit ihr um Geld ſpielen. Der alte Kaufmann, der ſich freute, eine Landsmännin im fatalen Italien zu finden, bat, ſie möchte doch ein wenig ſingen, ſie hätte gewiß eine ſchöne Stimme. Darum ließ ſie ſich nicht zweimal bitten, mit einer Priſe Tabak in der einen und den Spielkarten in der andern Hand, fing ſie an wie eine Trutznachtigall zu trillen. Es war eine Romanze, worin viel von tendresse und von einem traitre die Rede war. So kamen wir nach Chivasco, wo das künftige Kindermädchen bei Tiſche die Honneurs machte; aber mit dem Eſſen gar nicht zufrieden war. Sie erzählte uns hier, daß ſie lange in einem Kloſter gelebt habe, ohne doch Gelübde abzulegen; daß es Feſttage da gegeben, wo ohne Anſehung der Perſonen, das ganze Kloſterperſonale, von der Aebtiſſin an bis zur fille du basse cour (vermuthlich ſie ſelbſt) im großen Refectorium gegeſſen habe.

In Cilano, wo wir einige Stunden übernachteten, ſchlief ich in einer großen Stube, wo zwei andre Betten ſtanden; in dem einen lag der franzöſiſche Kaufmann, im zweiten ein junger, fremder Italiener. Hier hatte ich meine alte Räubervißion wieder und

ſprang aus dem Bette heraus. Glücklicherweiſe ſchrie ich nicht, denn ſonſt wäre das ganze Haus gewiß in Aufruhr gekommen, in einem Lande, wo Räuberabenteuer nichts Ungewöhnliches ſind. Weniger hörte man freilich jetzt als ſonſt und nachher von ſolchen Vorfällen. Die ſtrenge franzöſiſche Polizei hielt die Vagabunden in Schrecken, und verminderte ſehr die Gewaltthätigkeiten.

Endlich kamen wir nach Mailand, und waren alle froh, nur nicht unſere Geſellſchafterin; ſie ſollte jetzt ihren Dienſt antreten und das kurze Damenleben war vorbei. Sie war ſehr gerührt, als ſie von uns Abſchied nahm.

Unſer Veturin, ein großer, langer, ernſter Menſch im grünen Oberrock, die ſchwarzen Haare in einen langen Zopf gebunden, war einmal auf der Reiſe ſo ſaumſelig und langſam geweſen, daß wir ſehr ſpät nach dem Ave Maria in die Herberge kamen, welches immer in Italien gefährlich iſt, denn nach dem Ave Maria ſind die Heerſtraßen vor Räubern nicht länger ſicher. Ich hatte ihn deswegen einen Schlingel geheißen. Kaum war das Wort geſagt, ſo verdroß es mich. Der Menſch war ſonſt ehrbar und gravitätiſch, und ſah mehr einem Herrn als einem Bedienten gleich. Er ſchwieg, ſah mich ernſt an — ich dachte an die italieniſche Rachgier, und es war mir nicht ganz wohl dabei zu Muthe. — Indeß ging alles gut nach Mailand. Der Veturin trat hier höflich zu mir in die Stube hinein, um ſein Geld zu bekommen. Ich grüßte ihn freundlich, zahlte ihm das accordirte Geld, drauf das Trinkgeld und legte noch einen Scudo hinzu. Er ſtrich das Geld ein, nahm drauf den Scudo, ſah erſt auf ihn, dann auf mich, und ſagte im Weggehen mit einem gutherzigen, doch bedeutenden Lächeln: „Das war für den Schlingel!“ Die Dienſtleute in Italien haben ein reizbares Ehrgefühl; man muß

Digitized by Google

ſich wohl hüten, ſolches nicht zu verletzen, und lieber ihre Trägheit dulden.

In Mailand ergötzte es mich beſonders, den großen, herrlichen Marmor-Dom zu ſehen, ganz gothiſch noch jenſeits der Alpen, ein Merkmal deutſcher Einwirkung im Mittelalter. Ich habe ſchon früher erwähnt, ich liefere hier keine Reiſebeſchreibung, ſondern meine Lebensgeſchichte, und deßhalb eile ich ſchnell bei den Merkwürdigkeiten vorbei, von denen man in hundert anderen Büchern leſen kann.

In Mailand traf ich meinen Landsmann, Herrn Theatermaler Wallich, der mich in's Theater zu einigen Mailändiſchen vornehmen Damen brachte, die begierig waren, den jungen Dänen zu ſehen, „der die Frau von Staël heirathen ſollte.“ — Ich bat Herrn Wallich um Gotteswillen, die Damen gleich aus ihrem Irrthum zu bringen, und begriff nicht, wie ſolche leere Gerüchte ſich über die Alpen hätten verbreiten können. — In den Theaterlogen nehmen die italieniſchen Frauen Viſiten an; aufs Schau- oder eigentliche Singſpiel wird wenig Achtung gegeben, außer wenn eine beliebte Bravouraria getrillert wird. — Bei dieſen hübſchen, artigen Damen traf ich auch den Maler Roſſi, der das herrliche Bild Leonardo da Vinci's, das bekannte Abendmahl in San Maria delle Grazia, copirte, oder eigentlich divinirte; denn vorher mit Kalk überſtrichen und wieder abgewaſchen, ſind die Formen und Farben kaum mehr zu unterſcheiden.

Noch einen Landsmann, Herrn Dalgas, hatte ich das Vergnügen hier zu treffen. Ich ſah in Mailand zum erſtenmale mit großem Vergnügen eine Opera buffa, Le nozze di Lauretta, mit allen Lazzis und graziöſen Ausgelaſſenheiten der italieniſchen Laune aufführen. Mit Schaudern wohnte ich den Tag

Digitized by Google

darauf einer Hinrichtung bei. Ein elender, blaſſer, zitternder Räuber wurde guillotinirt. Der kräftige, rothwangige Scharfrichter, maleriſch gekleidet, mit dem breiten Hute über dem grünen Haarnetze, ſtach ſonderbar ab gegen dieſen armen Wicht, der in Lumpen gehüllt, auf einer hölzernen Bahre hingetragen wurde, während der Mönch ihm zur Seite lief, und ihm einen Holzſchnitt des Gekreuzigten, auf Pappe gekleiſtert, als Fächer vor die Augen hielt. Als der Kopf abgehauen war, nahm der Scharfrichter ſein Schnupftuch und ſteckte es unter das Kinn, als wenn er ſich barbiren wollte. Es war aber, um nicht blutig zu werden, während er das Haupt auf eine Eiſenſpitze ſetzte, unter welcher der Name und die Miſſethat des Verbrechers mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtanden. — Kaum hatte ich den Namen „Rafael" geleſen, ſo eilte ich von dannen. Es that mir weh, den großen Namen auf ſolche Art entweiht zu ſehen. Ich hatte eben ein ſchönes Bild der erſten Epoche des großen Meiſters, die Trennung Joſephs und Mariens, in einer Gallerie bewundert.

Zwölftes Kapitel.

Reiſe durch Bologna und Florenz nach Rom.

Wie nothwendig eine ſtrenge Strafe gegen Straßenräuber war, merkte ich, als ich einige Tage ſpäter nach Lodi fuhr, und uns achtzehn Räuber in Ketten begegneten, die neulich eingefangen waren. Als wir den voranreitenden Commandirenden nach ihrem Schickſale befragten, machte er ein Zeichen mit dem Finger um den Hals, das ſie wenig getröſtet haben mag.

Dieſe Gegenden ſind ſehr gefährlich, obſchon weder Felſen noch Höhlen da ſind; mehrere Meilen fährt man aber durch häuſerleere Wieſen mit dicken Weidenhecken zu beiden Seiten; in dieſer Einſamkeit können Reiſende leicht überfallen werden; die Räuber können ſich in den Hecken leicht verbergen; und die wenigen Bauern, die hie und da in der Nähe wohnen, wagen es nicht, die Räuber zu verhindern, ſtehen wohl ſogar mit ihnen in Verkehr.

Jetzt wurden wir auch in vielen ſchlechten Wirthshäuſern von dem armſeligen Leben der italieniſchen Landleute überzeugt. Können ſie nicht Steine in Brot, ſo können ſie wenigſtens Brot in Steine verwandeln, denn vieles Brot, das man uns gab, war

Digitized by Google

hart wie Stein. In ein Haus kamen wir, wo das Schild eine Katze vorſtellte, die eine Maus in den Krallen hielt. Sehr einladend; und wenn wir mit Mäuſen hätten vorlieb nehmen wollen, ſo hätte uns auch Wildpret nicht gemangelt.

Kamen wir nun in beſſere Wirthshäuſer, ſo wurden da wieder oft, um dieſes oder jenes Heiligen willen, Faſtenſpeiſen genoſſen; doch war oft auch ein Tiſch für durchreiſende Ketzer gedeckt, bei einem ſolchen zu eſſen, verführte ich in San Donino, eine junge Römerin, die von Hunger ſehr entkräftet war. Mein Frevel wurde aber gleich in der Nacht folgendermaßen geſtraft.

Wie ich im ſüſſeſten Schlafe lag, wurde an meine Thüre geklopft, und der Hausknecht kam mit einer Leuchte mir die Hiobspoſt verkündend, daß ich aufſtehen müſſe, der Kutſcher wolle weiter fahren. Ich ſprang aus dem Bette, fing an mich anzuziehen, wie ich aber nachſah, war es erſt drei Uhr, und ich wußte, um fünf Uhr ſollten wir abfahren. Ich lief hinunter in den Hof — wo ich wenigſtens die Fuhrmannsſcene aus Shakespeares Heinrich dem Vierten zu ſehen hoffte. — Kein Menſch war aber da. Endlich entdeckte ich den Kerl wieder mit dem Irrlichte. Er ſagte mir ganz gelaſſen: „es möge eine andre Herrſchaft geweſen ſein,“ und ging ſeines Weges. Ich legte mich wieder ſchlafen. Kaum war ich aber eingeſchlummert, ſo klopfte der verwünſchte Hauskobold wieder. „Jetzt ſei es richtig!“ meinte er. Ich ſprang aus dem Bette, ſah auf die Uhr — ſie zeigte auf vier. — Wie ich die Uhr an's Ohr gebracht, und mich davon überzeugt hatte, daß ſie ganz richtig ginge, fluchte ich gewaltig über den Kerl, der ſo unrichtig ging, nahm mich aber in Acht ihn einen Schlingel zu heißen, legte meine Uhr neben mich auf das Kiſſen, und ſchwur darauf, ich bleibe jetzt liegen bis fünf Uhr. Der Hauskobold ließ

Digitized by Google

ſich nun nicht wieder ſehen, und hätte ich nicht ſelbſt Achtung gegeben, ſo wäre der Wagen vielleicht ohne mich fortgerollt. — Ich nahm mir aber dieſe Geſchichte ad notam, und habe nie nachher verſucht Katholiken zu Ketzereien zu verführen.

In Parma ſah ich in San Giuſeppe und San Giovanni die Frescogemälde Correggios. Wie ich ſo ſtand und durch meine Brille hinauf auf das ſchöne Gewölbe ſchaute, füllte ſich die Kirche nach und nach mit Menſchen, die um mich auf den Knieen lagen und inbrünſtig beteten. Ich wollte ihnen kein Aergerniß geben, auch nicht mit ihnen knieen, weil das affectirt geweſen wäre, ich ſtellte mich in einen Winkel hin, und da betete ich auch. Ich finde dies Gebet in meinem Tagebuche aufgeſchrieben zwiſchen weitläuftigen Kunſturtheilen, die hier nicht am rechten Platze wären. Mein Gebet in San Giovanni war ohngefähr ſo: „Lieber Gott! mache mein Herz offen und rein, Deine Größe, Güte und Schönheit in Natur und Menſchenwerk zu erkennen. Bewahre mein Vaterland, meinen König, meine Geliebte, meine Freunde. Laß mich nicht in der Fremde ſterben, ſondern glücklich nach der Heimat wiederkehren. Gib mir Heiterkeit und Muth, den Weg auf Deiner ſchönen Erde zu wandeln; ohne kränklich und bitter meinen Nächſten zu haſſen und zu verachten, ohne mich knechtiſch und feige den Vorurtheilen der Welt zu unterwerfen. Laß mich ein guter Dichter ſein, lieber Gott, Du haſt meinen Geiſt für die Kunſt erſchaffen, und ſie iſt das ſchärfſte Fernrohr, wodurch ich Dich erblicken kann. Mache, daß ich in meinen Werken nach meinem Tode lebe wie dieſer gute Correggio; daß, wenn ich Staub bin, noch manch jugendliches Herz von meinen Bildern begeiſtert wird.“

So war ohngefähr das Gebet; ich habe es weder verändern

Digitized by Google

noch verbeſſern wollen; ſo bat ich unter der Kuppel des Correggio; damals entſtand der Gedanke, ein Stück über ihn zu ſchreiben, wieder klar in meiner Seele; (ſchon in Paris hatte ich die Idee gehabt) und in Modena, als ich das kleine Frescobild im herzoglichen Pallaſte über dem Kamin ſah, welches er ſchon in ſeinem 17. Jahre gemalt haben ſoll, ward der Beſchluß beſtimmt gefaßt.

Ein Engel bietet dem kleinen Jeſus Kirſchen auf einem Gefäß; auf ſeiner Mutter Schooß ißt der Heiland gern davon. Die Schönheit, Liebenswürdigkeit und Unſchuld, beſonders in Marias und des Engels Geſichtern, können nicht herrlicher ſein. Noch ſieht man Joſeph und einen andern Mann. Joſeph hat ein Spielwerk in der Hand, eine Stadt (vermuthlich Jeruſalem), wie die jetzige Nürnbergerarbeit. Zwei Kaninchen ſpielen zu des Engels Füßen. Junges Myrthenlaub blüht im Hintergrunde. — Kann man ſich etwas Lieblicheres, Naiveres denken? Man hat eine Legende von Chriſtus, wie er als Kind Vöglein aus Thon machte, die zu fliegen anfingen, als er vor Freude darüber in die Hände klatſchte. Das Bild iſt ganz in dieſem Sinne erdacht; und hätte Correggio ſonſt nichts in der Art gemacht, ſo wäre das ſchon genug, um ſeinen Verhältniſſen zu Weib und Kind in meinem Trauerſpiele hiſtoriſche Wahrheit zu geben.

In Bologna fand ich wieder Bogengänge, wodurch man die Straßen entlang gehen kann, wie in Bern, nur weit ſchöner. Ich ſah hier die alte franzöſiſche Comödie, den Advocaten Patelin, von franzöſiſchen Schauſpielern ſehr gut aufführen. Die herrlichen Kirchen imponirten mir mit ihren ſchönen Verhältniſſen und mit ihrem bunten Marmor. Neptun, von Giovanni, ſteht auf dem Markte, mit dem Fuße auf einem Delphin, mit ſeiner Quos

ego's=Miene, den mächtigen Dreizack in der Hand. Ueppige Najaden ſitzen ihm zu Füßen, und drücken das Waſſer aus den vollen Brüſten mit ihren niedlichen Händen. Knaben ſpielen mit dem Delphine, alles ſprudelt reichliches Waſſer.

In der Kirche St. Petronio ſtellte ich meine Uhr nach einem ſeltſamen Sonnenzeiger. Durch ein Loch in der Kirchenwölbung fällt das Licht auf ein Marmorkreuz im Boden der Kirche, eben wenn die Glocke zwölfe ſchlägt. Ich ſah noch in Bologna die anatomiſchen Wachspräparate; viele Gemälde und ein ſchönes Silberwerk Benvenuto Cellinis, die Abnehmung vom Kreuze. Weil nun die Lebensbeſchreibung Cellinis, von Goethe überſetzt, mich ſehr angezogen hatte, und mir dazu verhalf, ganz deutlich in das alte Haus= und Privatleben der italieniſchen Künſtlerzeit hineinzuſchauen, ſo freute es mich ſehr, ein Bild von ihm zu ſehen, wie nachher in Florenz ſeinen Perſeus.

Wenn man über die Alpen gekommen iſt, fühlt man ſich geneigt, die Apeninen mit Remus=Augen als eine Romulusmauer zu betrachten; doch war es kälter auf dieſen Bergen, als ich vermuthet hatte; und als wir höher hinaufkamen und der Berg uns ſeine kahlen Scheitel zeigte, bekamen wir Ehrfurcht.

In den ſchattigen Felſenritzen ſchlief noch eine nordiſche Blondine, Geſträuch deckte den weißen Schneekörper. Sie war wie ein Zugvogel von Thule nach Italien geflogen, und hatte ſich hier verſpätet. Wir ſahen ihr Schickſal voraus: Bald würde Phöbos Appollon ſie mit ſeinen brennenden Pfeilen treffen, und ihr klares Blut würde hinunter in den Arno fließen. — Wild und wüſt haben die Cyklopen hier in müßigen Stunden mit den Felſenſtücken gekegelt, Vulkan mag ſie plötzlich zu ihrer Arbeit gerufen

haben, denn über einander geworfen liegen Kegel und Kugeln in größter Unordnung. Geheuer iſt's nicht hier; man verſicherte mir, ein kleiner Zwerg ſtecke noch mitunter, beſonders wenn es regnete, die rothe Zunge aus der Erde heraus, um ſeinen Durſt wie ein Lazarus zu löſchen.

In Florenz hielt ich mich vierzehn Tage auf, und hatte alſo Gelegenheit, die Seltenheiten dieſer ſchönen Stadt zu ſehen; beſonders da ich ganz allein war, und nur meine Zeit damit zubrachte, von Morgen bis Abend mich mit allem Wichtigen bekannt zu machen. Freilich regnete es ſtark einige Tage, es hinderte mich doch nicht in Brunoleſchis großen Dom zu gehen, und die Bilder der ehernen Thüre des Battiſterio zu betrachten. In der Romanze, „die Roſenbäume" habe ich eine alte Legende mit der Erinnerung dieſes herrlichen Doms verbunden. Weil ich Niemanden kannte, und neulich den Benvenuto Cellini geleſen hatte, ſo lebte ich hier wie im ſechzehnten Jahrhunderte. Ich beſuchte den Palazzo vecchio, die Logen, wo Cellinis Perſeus ſtand, Cosimo di Medicis Statue von Giovanni Bologna, und nichts konnte mich aus dem Traume wecken. Alles deutete aufs Alterthum hin. Ich beſuchte die Mönche im Kloſter, und ſah ſie in ihrem Laboratorium Heilmittel bereiten. Ich hörte Muſik in den Kirchen. Mitunter begegnete ein Leichengefolge mir mit dem Todten auf offener Bahre. Die Prieſter liefen mit angezündeten Lichtern, und die Gaſſenjungen daneben mit kleinen Papierduten, um darin das von den Lichtern fließende Wachs aufzufangen. Ich ſah Michael Angelos David außer dem Pallaſte; und in den Gallerien große Büſten = Reihen der Mediceer und der alten römiſchen Kaiſer, nebſt herrlichen Antiken. Ueber Pan und den Satyr ſchrieb ich ein Gedicht, das ſich in dieſer Sammlung

Digitized by Google

findet. Ich ſpazierte im ſchönen Haine außer der Stadt, wo bei der Quelle dem Narciß ein Denkmal errichtet iſt, und hörte die Nachtigall flöten. Am Sonnabend zwiſchen Charfreitag und Oſtern ſah ich den Aufzug mit dem Feuerwerke außer der Kirche, welches ich in der Novelle „die Glücksritter“ benutzt habe. Das Einzige, was mich aus der alten Zeit in die neue verſetzte, war die moderne Muſik der Opern, die ich hörte; denn die Gegenſtände ſelbſt, Gerusalemme destrutta und Judith konnten es nicht thun. Mit meinem Wirthe in Aquila nera hatte ich ein Abenteuer, das ſich eben ſowohl in alter, als neuer Zeit hätte zu tragen können; denn er betrog mich um etwas Geld.

Man hatte mir ſein Haus als ganz vortrefflich angeprieſen, obſchon ich ſpäter hörte, daß man bei Schneider weit beſſer wohne. Der aquiliniſche, oder eigentlich aquiloniſche Wirth kam mir ſehr galant und vornehm entgegen, erzählte, wie viele Dänen in ſeinem Hauſe gewohnt hätten, unter andern die Dichterin Brun, und der Miniſter Schubart, der einmal alle die von Livorno über Land zurückkehrenden däniſchen Matroſen da tractirt, und mit ihnen Hurra gerufen habe. In den erſten Paar Tagen befand ich mich auch ganz gut bei ihm. Am dritten Morgen, als ich noch im Bette zwiſchen Schlafen und Wachen lag, trat er zu mir in's Zimmer herein, und bat mich ſehr geſchäftig: ich möchte ihm fünf Louisdor's geben, er ſollte in dieſem Augenblicke etwas Gold auszahlen, und die Juden hätten, des Sabbaths wegen, zugeſchloſſen. — Ich betrachtete dies als eine große Ehre, nahm mein Beutelchen hervor, und hätte ihm gern mehr gegeben. Solch einem Manne! der über dreißig Jahre ein vornehmer Gaſtwirth in Florenz geweſen. Aber er wollte nur fünf Luisdor's haben. Das lohne ihm Gott! Sonſt wäre ich nicht nach Rom gekommen.

Digitized by Google

Den Tag darauf wurde das Eſſen ſchlechter. Ich ſchalt darüber, und ſagte dem Kellner, ich würde mich bei ſeinem Herrn beklagen. „Ah" — ſagte der Kerl — und machte ein Zeichen mit dem Finger, „il Padrono va via!" Und nun hörte ich erſt, daß der Mann eben heut Banqrott gemacht, und daß ein Andrer ſeine Stelle vertreten würde. Dieſer Andre fing eine neue Rechnung mit mir an — und von meinen Louisd'ors bekam ich keinen Heller wieder.

Das Wetter war in der letzten Zeit immer ſchlecht. Um drei Uhr morgens reiſte ich den ſechſten April von Florenz ab. Mein alter franzöſiſcher Kaufmann, den ich in vierzehn Tagen nicht geſehen hatte, ſaß wieder im Wagen, und ſchalt auf das italieniſche Wetter. In einem Hohlwege, ziemlich weit von allen Menſchen entfernt, ſtürzte das eine unſerer Maulthiere; glücklicherweiſe kam es doch wieder auf die Beine. Wir konnten wirklich ſingen: „Das Maulthier ſucht in Nebeln ſeinen Weg" — waren aber zum Singen gar nicht aufgelegt. In Siena ſah ich die ſchöne, alte Kirche. Unſer Kutſcher war ein Grobian und ein toller Kerl, aber ich nannte ihn doch keinen Schlingel. Vor einem Dorfe lag ein großer Stein mitten auf der Straße, worüber er beinahe den Wagen umgeworfen hätte. Blaß wie eine Leiche im Geſichte, nur die Augen funkelten ihm wie glühende Kohlen, fing er nun an, mit gräßlichen Flüchen, die Stadt, alle Einwohner, und ſogar ihre Aeltern und Voraltern in die Hölle hinunter zu verdammen. So kamen wir den Lago di Bolſena vorbei, wo die Leute alle gelb wie Leder ſind, dicke, waſſerſüchtige Wänſte tragen, und genöthigt worden ſind, ihr Fleckchen St. Laurento zu zerſtören, um ihre Wohnungen höher zu bauen. Viele wilde Steinhöhlen am Wege fuhren wir vorbei, die mir Polyphem und

die Griechen, Ulyſſes und Circe, Aeneas und Dido, David und Saul in's Gedächtniß brachten. Der beſtändige Regen verwandelte ſich zuletzt in Schnee, der Fingerdick auf den Weg und die Bäume fiel. Jetzt glaubte ich wirklich, daß wir nach Tobolsk reiſten, und konnte mich gar nicht darein finden, daß wir zwiſchen Florenz und Rom ſein ſollten. Mein alter Franzoſe ward aber immer heiterer und aufgeräumter, weil er jetzt mit Recht auf Italien ſchelten konnte; auf der erſten Reiſe an den ſchönen Tagen, wo alles lächelte und blühete, war er ganz mürriſch und verdrießlich; er mußte ſich damals immer nur an die ſchlechte Bewirthung und das großgehörnte Rindvieh halten. Jetzt konnte er „le beau Sol d'Italie“ ſpotten, wodurch ſich ſein Herz ſehr erleichtert fühlte.

In Montefiascone ward wider magro gegeſſen. Wir fragten, ob wir denn gar nicht ein wenig Fleiſch bekommen könnten. Ein junger Römer, der in der Küche ſtand, und ſehr eifrig Eier aß, ſagte: „Wir ſind hier in einem chriſtlichen Lande! In einem chriſtlichen Lande ißt man nie Fleiſch des Sonnabends.“ Mein alter Franzoſe fragte, „ob Er denn glaube, daß wir Juden ſeien; Er möchte ſeine Eier eſſen, und ſich nicht um andre Leute bekümmern.“ Der Italiener ſagte: „er hätte nur im Allgemeinen geſprochen.“ Ich verſetzte: „Er thue beſſer im Beſondern zu ſchweigen, und uns im Allgemeinen eſſen zu laſſen, was wir wollten. Drauf entfernte er ſich ſehr höflich.

Während wir beim ſchlechten Mahle und noch ſchlechtern Weine da ſaßen, kam ein deutſcher Reiſender aus der Kirche, wo er das Grab eines berühmten Landsmannes geſehen hatte. Dieſer deutſche Prälat reiſte vormals hier in der Gegend umher, um gute Weine zu finden. Wo er ſie fand, blieb er einige

Digitized by Google

Zeit, und ſchrieb an ſeine Thüre: „Est!“ Hier in Monte- fiascone hatte ihn nun der Wein vorzüglich angeſprochen, er hatte ſich in ſelbigem todt getrunken, und ſein Bedienter ſchrieb ihm die- ſes Epitaphium:

Est, est, est!
Propter nimium est
Hic Johannes de Fugger
Dominus meus mortuus est.

Hätten wir viel von dem heutigen Weine getrunken, wären wir dem ſeligen de Fugger vielleicht nachgefolgt.

In Ronziglione brach unſer Wagen entzwei; wir dank- ten Gott, daß es nicht mitten auf der Heerſtraße geſchehen war. Während der Kaſten mit Schnüren wieder zuſammen gebunden wurde, ſuchte ich vor Platzregen Obdach in einem Stalle, wo ich ein Schaaf und einen Eſel an die Krippe gebunden fand. Meine müßige Phantaſie, verlaſſen von Göttern und Menſchen, wie ich war, ließ mich in dieſen Thieren ein Paar hübſche, alte Bieder- leute ſehen. Der Eſel ſchien mir ein Mann in geſetzten Jahren zu ſein, der viel Menſchenkenntniß zu haben ſchien, der aber nicht viele Worte machte, und mehr dachte, als er ſprach. Das Schaaf, ſeine Frau, ſchien in ihrer Jugend eine hübſche Blondine geweſen zu ſein; ihr Teint hatte aber jetzt viel gelitten, und fiel etwas in's Gelbliche. — Ich fragte den Mann, „ob er die Zeitungen ge- leſen, ob es wahr wäre, daß der König von Schweden abgeſetzt ſei?“ — Er ſchwieg. — Ich kann es ihm nicht verdenken; wer mochte wohl gern damals, wo ſo viele Spione herumſchlichen, mit fremden Leuten von Politik reden? — Ich änderte das Geſpräch, wandte mich zu der Frau, und fing an, die italieniſchen Natur-

Digitized by Google

ſchönheiten zu rühmen. — Sie ſchwieg. Vielleicht aus Beſcheidenheit, vielleicht glaubte ſie, daß es Satire ſei, weil wir arme Ultramontaner ſeit langer Zeit ein ſo erbärmliches Wetter in Italien gehabt hatten. Darauf lenkte ich die Rede galant auf ſie, rühmte ihre Blondheit, ſagte, ſie ſehe mehr einer Nordländerin als einer Italienerin ähnlich, zweifelsohne fließe Longobardiſches Blut in ihren Adern. — Sie lächelte freundlich. Gern hätte ich mich noch länger mit dieſen kreuzbraven Leuten unterhalten, die mir ganz die alte Geſchichte von Philemon und Baucis zurück in die Seele riefen; der Wagen war aber zuſammengebunden, und wir mußten abbrechen. — Das iſt das Uebel der Reiſen; kaum iſt eine angenehme Bekanntſchaft angeknüpft, ſo reißt der Faden gleich wieder entzwei.

Wie gern würde ich jetzt eine ſchöne Naturſchilderung liefern, den ſchönen Seelen zu gefallen, die ſolche poetiſche Stallfütterung nicht leiden, und die nur zwiſchen Blumen im Felde graſen. Was ſoll ich aber thun? Es regnet noch immerfort, und der ſchlecht zuſammengebundene Wagen kriecht wie eine Schnecke.

Den Abend vor unſerer Ankunft nach Rom klärte der Himmel ſich auf, und ich konnte wieder im ſchönen Wetter ſpazieren gehen, während der Wagen langſam die kleinen Höhen am Wege hinauf kroch. In der Ferne ſah ich mitten auf dem Felde das Haus, wo wir zu Abend eſſen ſollten. Ich dachte: „Iſt das nun wieder ſolch ein gewöhnliches Hundeloch?“ Das Haus war aber groß und reinlich; und, was noch beſſer war, auf der Treppe begegnete mir des Wirths Tochter, mit einem Römerinnengeſichte, das nicht idealiſirt zu werden brauchte. Sie verſchwand aber wie ein fliegender Stern. Als ich in der Stube ſtand, und daran dachte, wie ich die ſchöne Erſcheinung wieder herbeizaubern ſollte,

Digitized by Google

hörte ich jemand auf dem Gange gehen; ich öffnete die Thüre, in der Hoffnung, ſie wieder zu ſehen. Indeß eine kleine, weibliche Geſtalt ſtand hausmütterlich mit dem Schlüſſelbunde fragend in der Thüre: „Ob der Herr etwas zu befehlen habe?“ Ich glaubte erſt, in der Dämmerung eine kleine Zwergin zu ſehen. Als ſie aber in die Stube trat, war es ein niedliches, ſiebenjähriges Kind, die Schweſter des ſchönen Mädchens, und eigentlich ein Miniaturbild von ihr. Die ſchwarzen Augen waren beinahe eben ſo groß wie auf dem Originale; weil es Sonntag war, hatte man ſie geputzt, mit einem grünen, ſeidenen Tuche um den Kopf. Ich nahm ſie auf den Schooß, küßte ſie und fragte: „Wie heißt Du, mein Kind?“ — „Sancta!“ ſagte ſie, und erhob die niedlichen Händchen, damit ich die ſilbernen Ringe an den Fingern ſehen ſollte. Als ich ſie niederſetzte, verſchwand ſie wie eine Elfin, aber bald kam ſie mit zwei großen Weinflaſchen wieder, die ſie auf die Diele ſetzte, weil ſie den Tiſch nicht erreichen konnte.

Die erwachſene Schweſter kam nicht wieder zum Vorſchein. Nachher hörte ich ſie, (wie ich meinte,) mit der kleinen Schweſter durch den Gang nach einem etwas entfernten Zimmer gehen. Ich machte mir ein Geſchäft dahin, und öffnete die Thüre, um etwas zu verlangen; hier ſtellte ſich ein ſchöner Anblick meinen Augen dar.

Ein hübſcher, dreijähriger Knabe ſaß auf ihrem Schooß, und ſie entkleidete ihn, um ihn in's Bett zu legen. Während ſie ihm die Kleider abzog, ſagte ſie ihm ſtückweiſe das Abendgebet vor, welches der Kleine wiederholen mußte, um es ſo nach und nach zu lernen. Er that es, halbwillig, halbverdrießlich, weil er ſchläfrig war, und half aus allen Kräften ſich ausziehen. Es war eine allerliebſte Gruppe, und allerliebſt zu hören. Das Mäd-

Digitized by Google

chen: „Heilige Mutter Gottes!“ Knabe: „Mutter Gottes.“ Mädchen: „Ich anbete“ — Knabe: „Ich anbete.“ Mädchen: „Deine hohe Macht und Herrlichkeit.“ Knabe: „Und Herrlichkeit.“ — „Iſt das ihr Bruder, Mamſell?“ fragte ich. „Nein, mein Herr, es iſt mein Brudersſohn,“ antwortete das ſchöne Kind. Ich hätte noch mehr mit ihr geſprochen, jezt trat aber die Mutter herein, und bat mich zu Tiſche zu gehen, es ſei angerichtet.

Digitized by Google

Dreizehntes Kapitel.

Rom.

„Da iſt die Kuppel des St. Pietro!“ rief, wie gewöhnlich, der Kutſcher, als wir uns endlich der großen Stadt näherten, von der man wenig in der Ferne ſieht, weil ſie tief im Thale liegt. Die Umgebung von Rom iſt eine Wüſte. Wir fuhren des Abends hinein zur Porta del Popolo, dem großen Obelisk auf dem Platze vorbei, an den drei lange Straßen ſtoßen; wovon die mittelſte der Corſo iſt. Die ſchöne Welt promenirte, und es that mir leid, daß wir abwärts nach einem Gaſthofe fuhren. Von Rom iſt ſo viel geſagt worden, daß es unvernünftig wäre, eine Lebensbeſchreibung mit römiſchen Localnachrichten zu füllen.

Der Ort ſelbſt, die Trümmern und Statuen der antiken Zeit, die Gebäude und Kunſtwerke des ſpäteren Mittelalters, die ſüdliche Natur, das Volk, das Zuſammentreffen fremder Künſtler und Reiſender geben Rom ein vielfaches Intereſſe. Man muß aber Vergangenheit und Kunſt lieben, wenn man ſich hier unterhalten ſoll, denn Rom hat ſonſt Weniges von den Luſtbarkeiten einer Hauptſtadt.

Digitized by Google

Wir hatten ſchlechtes Wetter in den erſten Wochen, und der Sirocco blies oft. Das erſte, was ich da that, war, meinen Freund Koes, der ſchon hier ein halbes Jahr geweſen, gleich aufzuſuchen, und mit ihm nach Thorwaldſens Atelier zu gehen. Thorwaldſen war nicht zugegen. Wie erſtaunte ich, als ich ſeinen Jaſon, ſeinen Mars und alle die andern göttlichen Sachen von ihm ſah. Ich kannte noch nichts von ihm, ich hatte ihn nie ſelbſt geſehen. Wie ich ſo im Schauen vertieft ſtand, und die Augen endlich von den Statuen zur Seite warf, entdeckte ich einen ziemlich ſchlecht gekleideten Mann, mit einem regelmäßigen, ſehr geiſtreichen Geſichte, mit ſchönen, blauen Augen, mit lehmbeſpritzten Stiefeln neben mir, mich ſehr aufmerkſam betrachtend. „Thorwaldſen!“ rief ich. „Oehlenſchläger!“ rief er. Wir fielen einander in die Arme, küßten uns; und ſo hatten wir gleich Brüderſchaft geſchloſſen. Ein unbeſchreibliches Gefühl durchſtrömte mich. Ich dachte an unſere barbariſchen Vorfahren, die ohne Sinn für Kunſt hier ſo oft in Rom unbändig gewüthet hatten. Jetzt umarmten ſich zwei Dänenkünſtler, wovon der Aeltere mit den edelſten Griechen wetteifern konnte, und in des Jüngern Bruſt brannte wenigſtens eine kräftige Flamme und ein jugendlicher Muth, etwas Ungewöhnliches zu leiſten.

Thorwaldſen und ich ſahen uns nachher alle Tage; und damit wir uns ſicher treffen konnten, trafen wir mit den Malern Riepenhauſen die Abrede, daß wir und Koes bei ihnen eſſen wollten; und ſie verſprachen uns, für ein Billiges, den Tiſch zu beſorgen.

Die Riepenhauſen ſind Leute von Talent, beſonders der jüngſte, Chriſtel; ſie arbeiten im brüderlichen Verein. Damals malten ſie eigentlich nicht, ſie zeichneten mit ſchwarzer und weißer

Kreide ihre eigenen Compoſitionen. Thorwaldſen half ihnen mitunter etwas bei der Zeichnung; er ſchätzte ihre Erfindungskraft. Von alten italieniſchen Bildern hatten ſie viele Copien gemacht, und da mochten wohl mitunter einige Reminiſcenzen ſich einmiſchen. Sie waren ſonſt ganz Leute von der neueren Schule; und alſo ſtimmten wir in unſern Anſichten nicht immer überein.

Mit Thorwaldſen ſympathiſirte ich vortrefflich, und er mochte die neueren Uebertreibungen eben ſo wenig wie ich. Er zeigte mir viele Kunſtwerke, und es freute mich, daß er mit meinen äſthetiſchen Anſichten übereinſtimmte, indem er mich das Techniſche der Kunſt beſſer einzuſehen lehrte. Ich las ihm mehrere meiner Dichtungen vor, die ihn freuten.

Meine Landsmännin, die Dichterin Brun, traf ich mit ihren Töchtern Ida und Auguſta, und mit ihrem Sohne Carl wieder in Rom. Letzterer verließ uns bald, und reiſte nach Dänemark. Ich fuhr oft aus mit dieſen lieben Freundinnen, und beſah die Merkwürdigkeiten der Stadt. Die gute Friederike Brun lebte ganz mit Herz und Seele in der antiken Welt, kannte jeden alten Stein, jede Trümmer, und es war mir ſehr angenehm, durch ihren beredten Mund auf eine bequeme und leichte Weiſe von vielen Dingen Kundſchaft zu bekommen. Ich ſelbſt hatte, wie der Leſer weiß, keine Luſt, im heißen Sonnenſcheine allen Sehenswürdigkeiten nachzulaufen. Thorwaldſen ging es eben ſo. Er pflegte, wenn von ſolchen Dingen die Rede war, zu ſagen: „Im erſten Jahre, als ich hier war, (alſo vor 20 Jahren,) ſah ich das auch alles durch, jetzt kann ich Dir keinen Beſcheid davon geben.“ In die großen, ſchönen Kirchen, in den Vatikan und die Bildergallerien ging ich dagegen oft, wenn ich nur Kühle und Ruhe haben konnte. Weil ich ihr nicht eifrig genug in meiner Liebe für

Digitized by Google

die alten Ueberreſte war, foppte mich mitunter die liebe Frau Brun, und ich wieder ſie, wenn ſie mir gar zu eifrig ſchien. Eines Abends traten wir zuſammen ins Coliſeo. Es fing zu dunkeln an, die Sterne funkelten am Himmel, und die Glühwürmer im Geſträuch. Der Mond kam, und warf ſein Schattenlicht in die ungeheure Ruine. Die Brun war entzückt; was war natürlicher? Der Anblick war maleriſch und groß. Meiner aber hatte ſich ein Teufel des Muthwillens bemeiſtert, und es gefiel mir, ihrer Begeiſterung mit Scherz zu begegnen, vielleicht auch, um die ſchöne Ida zum Lachen zu bringen, die oft hier geweſen war, ſich heute nicht ernſt geſtimmt fühlte, und die Fröhlichkeit liebte. „Oehlenſchläger,“ ſagte die Mutter, die hohen Mauern mit Epheu in den Löchern, wodurch der Mond ſchien, betrachtend, „iſt das nicht göttlich?“ — „Ja“ — antwortete ich! „Aber wie weit ſchöner muß das alles noch geweſen ſein, als die zwölftauſend gefangenen Juden dazu geprügelt wurden, dies Amphitheater in größter Geſchwindigkeit zu erbauen! Als“ — (verſetzte ich ernſter) — „die von wilden Thieren zerriſſenen Gladiatoren mit Eiſenhaken durch die Todespforte geſchleppt wurden. Mir kömmt das Ganze vor, wie ein ungeheurer Rabenſtein!“ Meine Freundin lächelte gutmüthig — ſie liebte eine gewiſſe launenhafte Ironie des Mannes, ſelbſt wenn dieſe ihr weibliches Gefühl angriff — und ſagte nachher zu Ida: „Der Oehlenſchläger iſt doch ein wunderlicher Kauz, in der ganzen, ſchönen, großen Ruine hat er nichts als eine Schinderhöhle geſehen.“ — „Ach Mama,“ antwortete Ida, „er hat das eben ſo gut als wir gefühlt; er ſagt' es nur ſo!“ —

Merkwürdig genug kam ich nach Rom, wie die große Staatsveränderung geſchah und Miollis Befehlshaber war. Auf dem ſpaniſchen Platze hörte ich einen franzöſiſchen Offizier im großen

Digitized by Google

Cirkel der Bewaffneten vorleſen: „daß von heute an der Kirchenſtaat dem franzöſiſchen Reiche einverleibt wäre." — Die Römer ſtanden umher wie blaſſe Geſpenſter mit Feueraugen, und: „Ah il scelerato! Ah il maledetto!" hörte ich mehrere in der Nähe leiſe ſagen.

Pius der Siebente wurde des Nachts am ſechſten Julius vom General Radel aus dem Pallaſte herausgenommen, und weggebracht, ſo daß ich den Papſt gar nicht zu ſehen bekam. Sonſt war alles ruhig in Rom, und ſogar ruhiger und ſicherer als gewöhnlich, weil die Franzoſen eine beſſere Polizei einführten. Sobald es Abends dunkelte, mußte man mit einer Laterne gehen, ſonſt lief man Gefahr, arretirt zu werden. Dieſe papiernen Laternen konnte man ſehr wohlfeil haben. Eines Abends, wie ich ſpät nach Hauſe ging, gerieth meine Leuchte in Feuer, und brannte ganz auf. Glücklicherweiſe begegnete ich keiner Patrouille, ſonſt hätten ſie mich arretirt.

Mein Sommerſchnupfen incommodirte mich ſehr, und es rieth mir ein junger Arzt, kalt, ſtatt warm, zu baden. — Dieſes nahm ich ganz buchſtäblich. In eine kalte Marmor-Wanne füllte ich eiskaltes Waſſer, und ſprang hinein. Die Folgen waren, daß ich beinahe erſtickte, und gleich aus dem Waſſer heraus mußte. Ich war ſo matt, daß ich mich kaum anziehen und nach Hauſe ſchleppen konnte. Glücklicherweiſe war draußen eine brennende Sonnenhitze. Ich blieb auf dem Platze in der Mittagsſonne ſtehen, bis ich wieder in Tranſpiration kam, und das hat mich vermuthlich gerettet. Wie ich nach Hauſe gekommen, warf ich mich auf's Bett, und ſchlief mehrere Stunden tief. — Dann war ich wieder leicht, wie ein Vogel in der Luft. —

Digitized by Google

Aber in ein anderes, noch gefährlicheres kaltes Bad, worunter der Tod lauerte, ſollte ich, ehe ich Italien verließ.

Bei unſern Wirthen Riepenhauſen ſammelte ſich nach und nach eine größere Geſellſchaft junger, gebildeter Deutſcher. Beaulieu Keſtner, Mayer aus Hannover, und Schloſſer aus Frankfurt. Mit einigen von dieſen — und mit Koes, machte ich eine Luſtreiſe nach Tivoli, um die Trümmer des Horaziſchen Bades, die Hadrianiſche Villa, und beſonders, um den berühmten Waſſerfall zu ſehen.

Man muß über einen ſchmalen, geländerloſen Steindamm hinübergehen. Zur Linken ſtürzt der Strom in den bodenloſen Schlund; zur Rechten iſt ein kleines, ſtillſtehendes Waſſer. Wenn man hinüber gekommen iſt, ſieht man droben aus der Höhle die unendliche Flut im ſchneeweißen Schaume herausſprudeln. Ein außerordentlich ſchöner Anblick!

Als ich meine Augen genug an dieſem ſeltenen Schauſpiele geweidet, und den ſchmalen Steig glücklich zurückgelegt hatte, entdeckte ich Chriſtel Riepenhauſen, der nicht mit uns Andern gegangen war, ſondern am entfernten Ufer ſtand, und ſich begnügte mit dem, was er in der Ferne wahrnehmen konnte. „Warum ſtehen Sie da, wie eine Henne, die ſich dem Teiche mit den Enten nicht zu nähern wagt?“ fragte ich luſtig. — „Ich habe es ſchon ſo oft geſehen,“ antwortete er, „ich mag heute nicht hinüber“ — „Jetzt ſollen Sie ſehen, daß ich über den ſchmalen Steig tanzen werde!“ rief ich übermüthig. Ich tanzte wirklich glücklich hinüber; als ich aber zurück ſollte, machte ich — (der ich auf der flachen Erde nicht tanzen kann) — einen Fehltritt, glitt — und ſollte eben in den Strudel hinunter. Mit Blitzesſchnelle fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: „Du mußt hinunter!

Digitized by Google

Wirf dich über den Steig in das ruhige Waſſer, da kannſt du vielleicht noch gerettet werden." — Ich warf mich dahinüber, beinahe auf den Kopf, kam wieder hinauf, griff um mich mit den Händen, ein Freund nahm mich beim Kragen. Triefend vom Waſſer ſtand ich wieder da, zwiſchen meinen entſetzten, todtblaſſen Freunden, und ehe ſie Zeit bekamen, ſich zu faſſen, rief ich:

„Hoch lebe der König! Es freue ſich
Wer da athmet im roſigten Licht;
Da drunten aber iſt's fürchterlich,
Und der Menſch verſuche die Götter nicht!
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!"

„Laßt uns nun laufen, damit ich nicht das Fieber kriege," verſetzte ich.

Somit lief ich hinauf ins Wirthshaus, und die Andern folgten mir ſchweigend nach. Chriſtel hatte meinen Fall geſehen, die Augen verzweifelt weggekehrt und gerufen: „Ich ſehe ihn nie wieder!" Als wir hinaufkamen, und ich mich angezogen und abgetrocknet hatte, gaben ſie mir ein flanellnes Wamms und flanellne Beinkleider, die mir ſehr wohl zu ſtatten kamen. Die Andern gingen jetzt zu Tiſch, froh, daß ich gerettet war. Ich konnte aber nicht eſſen. Ich legte mich in einer entfernten Stube aufs Bett; und wie ich da noch den erſtaunlichen Waſſerfall drunten im Thale brauſen hörte, faltete ich meine Hände, und dankte Gott für meine Rettung.

Des Nachmittags, als wir durch's Dorf gingen, zeigten die Leute mit Fingern auf mich, und riefen: „Da geht der Mann, der in den Waſſerfall geſtürzt iſt, ohne zu ertrinken." Es war

Digitized by Google

ein unerhörter Fall, und viele Leichtſinnige hatte ſchon die Tiefe verſchlungen.

Als ich am ſelbigen Abend im alten Garten des Hauſes Eſte unter den großen Cypreſſen ſtand, und die Sonne in ihrer ganzen Herrlichkeit untergehen ſah, fühlte ich mich wieder tief bewegt. Es ſchien mir, als umflatterten mich Horazens und Arioſtos unſichtbare Geiſter, als flüſterten ſie mir in's Ohr: „Wir haben Dich heute gerettet! Biſt nicht nach Italien gekommen, haſt nicht unſere Gräber beſucht, um im Frühlinge Deines Lebens den Tod zu fahn. Sollſt geſund nach Deiner Inſel zurückkehren, und noch viele Jahre die nordiſche Harfe ſchlagen!“

In der heißeſten Jahreszeit zog ich mit Koes den Riepenhauſen, Keſtnern und Schloſſern nach Grotta ferrata hinaus, wo es uns an allen Bequemlichkeiten mangelte, nur hatten wir im großen, verfallenen Hauſe (einer geweſenen Villa) Kühle und Friſche, wonach uns ſo ſehr verlangte. Obſchon auf dem Lande, konnten wir weder Sahne noch Milch bekommen; in unſerm Morgenkaffee mußten wir Eier trinken. Die Wirthin beſorgte unſere Wäſche, als wir aber dieſelbe geplättet wünſchten, lächelte ſie erſtaunt, als über etwas, das ihr im Leben noch nie vorgekommen war, und wir mußten mit ungeplätteten Hemden gehen. Ein altes Billard ſtand in einer Stube, wo die Kugeln alle fünf oder ſiebeneckig waren. Ueberhaupt war es ſchwer, Kunſtwerke ausgenommen, etwas Neugeleiſtetes im Kirchenſtaate zu finden. Alles war wenigſtens ein Paar hundert Jahre alt. Es ſchien, als ſeien die Römer ſeitdem in einem ſchweren Traume begriffen, als ſeien ſie Nachtwandler. Wer verweilte aber nicht gern einige Monate in einer ſolchen verzauberten Stadt, wo noch die ſchönſten Feenpalläſte mit herrlichen Kunſtwerken und kühlen Gärten, dem

Wanderer offen ſtehen; wo man immer ſchöne Frauen unter einem blauen Himmel findet; ſind gleich die Männer im Ganzen unthätig und ſchlaff, und die Erde von der Sonne verbrannt.

Mit der grünen Friſche nordiſcher Buchenwälder kann ſich Italien gar nicht meſſen. Wir machten einmal eine Fahrt durch die Campagna, wo Heuſchrecken wie dicker Schnee auf dem Felde lagen. Wo wir fuhren, ſpritzten ſie wie Waſſer zu beiden Seiten hinauf, und die Wagenſpur war naß von zerquetſchten Heuſchrecken. Es ward nachher ein Prieſter hinaus geſchickt, der ſie förmlich in die Hölle bannte; ob das etwas half, weiß ich nicht.

Der Baumſchatten iſt dem Italiener verſagt; er fürchtet in der großen Hitze den feuchten Baum als ungeſund; die Frauen können nicht Blumengeruch vertragen, weil er zu ſtark iſt; von den herrlichen Früchten darf man nur Weniges, und immer nur mit Brod eſſen, weil man ſonſt leicht das Fieber bekommt. Der Sirocco kam häufig von den afrikaniſchen Wüſten her; das Mittelmeer hatte ihn nicht kühlen können, und er lähmte mir alle Glieder. Von Aria cattiva litten die Leute ſehr. Schöne, große Straßen ſtehen beinahe menſchenleer, weil man da nicht wohnen darf.

Ich beſuchte den berühmten Maler Müller, der zum Dichter geboren war, und doch ein Maler ſein wollte. Ein kräftiger, lebensluſtiger, feuriger Mann, damals über 60 Jahre, ſah er noch wie ein Vierziger aus. Er wohnte gut, zu ſehr billigem Preiſe. Als ich mich darüber wunderte, ſagte er: „Es kommt daher, weil hier in dieſer Straße Aria cattiva iſt; das macht mir aber nichts.“ Er gewann mich lieb, und war ein Freund meiner Muſe.

Damit man nun nicht von mir glaube, ich ſei ein Archen-

holz, der nur die Kehrſeite Italiens geſehen hat, ſo will ich gern geſtehen, daß mir das römiſche Volk im Ganzen ſehr zuſagte. Das will ſagen: nicht die Vornehmen, denn ſie ſind abgeblüht, (obſchon die Weiber körperlich ſchön blühen,) ſondern die ſchlichten Leute. In ihnen iſt noch Kraft und Heiterkeit, und eine glückliche Anlage, alles leicht zu faſſen und zu begreifen. Sie ſind luſtig und gutherzig, und gar nicht falſch. Viele kalte Ultramontaner ſind im Ganzen weit falſcher als ſie. Nur rachgierig ſind ſie, meiſtens aus eiferſüchtiger Liebe, und dann können ſie wohl boshaft und hämiſch werden, wie tolle Hunde, die im geſunden Zuſtande treu und anhänglich ſind. Der Zorn brennt heftiger in ihrem warmen Blute, als bei uns. In Marino ſah ich in einer Schenke zwei junge Bauern im Kampf mit einander. Sie waren beim Weine uneinig geworden, ſprangen von den Bänken auf, zogen ihre Röcke ab, die ſie wie Schilde um den linken Arm wickelten, indem ſie mit langen Meſſern einander zu verwunden ſuchten. Der Eine wurde etwas in den Arm geſchnitten, und blutete. Ein Bildhauer oder Maler würde in dieſen ſchönen, zornigen Geſichtern, in den edlen Bewegungen der Glieder gute Motive zu einer Compoſition gefunden haben. Endlich ſollte Frieden zwiſchen ihnen geſtiftet werden; man reichte ihnen die gefüllten Gläſer; mit zitternden Händen ſtießen ſie an, todtblaß im Geſicht. — Ein Italiener, der bei mir ſtand, flüſterte mir in's Ohr: „Das geht nimmer gut! Einer von dieſen macht den Andern kalt, ehe das Jahr um iſt.“

Das iſt ein ſehr ſchlimmer Zug, dieſe Blutrache, das haben die Italiener mit den Schotten gemein; aber wie weit fröhlicher, gutherziger und angenehmer ſind ſie, wenn ſie nicht gereizt werden.

Die Dichterin Brun erzeigte mir große Gaſtfreiheit, und ich brachte frohe Stunden in ihrem Hauſe zu, wo ich auch die jungen Barone von Rennenkampf kennen lernte. Ich verdankte noch meiner Landsmännin die Bekanntſchaft der geiſtreichen Frau von Humboldt. Wie gern hätte ich auch ihren Mann kennen gelernt, einen der trefflichſten Aeſthetiker Deutſchlands.

In Rom und in Grotta ferrata ſchrieb ich meinen Correggio. Ich war bis zum fünften Akt gekommen, als ich in den Waſſerfall bei Tivoli fiel; die friſche Erinnerung daran hat zu Laurettens Geſang Anlaß gegeben. Ich habe verſprochen, dieſes Stück gegen den Tieck'ſchen Tadel zu vertheidigen; der Leſer erlaube mir ein eigenes Kapitel dazu. Ich thue es nicht aus gereizter Empfindlichkeit, nicht aus Rache, ſondern der Wahrheit wegen. Es geht Künſtlern wie Kriegern; gewiſſe Beleidigungen kann man nicht in die Taſche ſtecken, ohne in den Verdacht der Feigheit und eines böſen Gewiſſens zu kommen. So wenig ich mich nun ſonſt im Allgemeinen um ſeichte Widerſprüche und Verdrehungen meiner Schriften bekümmere, ſo iſt Tieck mir zu wichtig, ſeine Meinung hat auf Viele einen zu großen Einfluß, als daß ich ſeinen Angriff ſtillſchweigend verachten ſollte. Ich bedenke mich alſo nicht, mit dieſem rüſtigen Gegner eine Lanze zu brechen.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Correggio.

Ich hatte bei Vaſari, in dem Buche — „das,“ wie A. W. Schlegel ſagt — „immer die Grundlage der italieniſchen Kunſtgeſchichte während der großen Jahrhunderte bleibt“ — die Anekdote von Correggios Tod geleſen, und es entſtand in mir die Luſt, ein bedrängtes und doch großes Künſtlerleben in den wichtigſten moraliſchen Verhältniſſen darzuſtellen. Schon der Zufall, daß er ſich am ſchweren Kupferſacke zu Tode geſchleppt, hatte für mich eine rührende Bedeutung. „Wie mancher große Mann“ dachte ich — „nachher vergöttert, hat ſich nicht, beim ſchweren Erwerb anſtrengend, von der Mitwelt verkannt, am kargen Gewinn zu Tode geſchleppt?“ Schon Goethe hatte in ſeiner ſchönen Skizze, Künſtlers Erdenwallen und Apotheoſe, dies Gefühl ausgeſprochen. Ich wollte auf dieſen Grund weiter bauen. So entwarf ich den Plan, und ſtellte Antonios Leben dar: eine hiſtoriſch-tragiſche Idylle. Er hat Genie, Herz, Heiterkeit, Begnügſamkeit, ein edles Weib, ein liebes Kind, einen würdigen, weiſen

Freund; allein ein vorhergehender Unglücksfall droht ſeinem Leben; vornehme und niedrige Gemeinheit (Ottavio und Battiſta) feinden ihn an. Selbſt Tüchtigkeit und ebenbürtiges Genie (Michael Angelo) verkennt ihn augenblicklich; allein Beſonnenheit, Gemüth und Verſtand reden (als Giulio Romano) ſeine Sache, und verſöhnen ihn mit der augenblicklichen Ungerechtigkeit der beſſern Mitwelt. Wie ihn vornehme, höfliche Gemeinheit, ohne es zu fühlen, am ärgſten kränkt, tröſtet ihn ein himmliſcher Traum; er fühlt ſeine Größe, und die Muſe krönt, als reizendes, unſchuldiges Mädchen (Coeleſtina) ſein Haupt mit Lorbeern. Noch kurz vor ſeinem Tode hat er den Triumph, dem Sohne ſeines Blutfeindes das Leben zu retten; und der Mörder entflieht mit Zerknirſchung und Reue. Wilde, grauſame Menſchen werden von der Kraft ſeines Werkes zur Menſchlichkeit und Milde gebracht. Das kalte Schickſal geht ihm dann ſingend vorbei (als Lauretta) und reicht ihm den Todeskelch, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Dann entſchläft der Held in den Armen ſeines Kindes; Liebe trauert, und Dankbarkeit und Anerkennung der Nachwelt ſtehen zuletzt da, als ein Herold, der zu ſpät erſcheint.

Dieſe Ideen ſind ohne Ziererei in eine ſchlichte, natürliche Handlung eingekleidet. Und doch behauptet der Verfaſſer von Genoveva und Octavian, daß kein Stück lockerer und loſer in der Compoſition ſein könne, als mein Correggio!

Drei Künſtlercharactere wollte ich in dieſem Stücke darſtellen. Liebliche Naivetät eines Naturgenius, ſtrenge Kraft und bizarre Laune eines durch Studium gebildeten, ſich ſeiner Größe bewußten, Meiſters, und dann Verſtand, Gemüth

und Beſonnenheit eines dritten Großen, als vermittelndes Princip.

Daß der wirkliche Correggio nicht ganz wie der Meinige hätte ſein können, merkte ich gleich; eine ſolche Freiheit haben ſich aber die Dichter immer erlaubt. Von Shakeſpearn und Calderon nicht zu reden, in deren Werken es von ſolchen Freiheiten wimmelt; wer ſchätzt aber nicht Taſſo und Iphigenia von Goethe als Meiſterſtücke? Und doch ſprechen Taſſo und der menſchenopfernde Thoas mehr wie gebildete Deutſche, als wie Italiener des ſechzehnten Jahrhunderts, und wie Griechen der Heroenzeit. Tieck ſollte am wenigſten ſo viel Aufhebens über dergleichen machen, der ſo Vieles (Schätzbare) gedichtet hat, worin gar keine hiſtoriſche Wahrheit zu finden iſt.

Was hilft alſo das viele, vornehme „Hin- und Herreden" über des wirklichen Correggios Genie und Bilder, womit mein Freund beweiſen will, daß mein Stück gar nichts tauge? „Den fröhlichen Taumel der Phantaſie, die poetiſche Trunkenheit für Farbe und Licht, einen ſelig Berauſchten," wollte ich in Correggio gar nicht darſtellen. Möge Tieck, oder „ſein eben von Rom gekommener Freund," die Feder ergreifen, um, durch jene genialiſche Farben- und Licht-Betrunkenheit begeiſtert, eine Tragödie über des wirklichen Malers „irdiſches und himmliſches Walten" zu dichten. Wie das möglich iſt, (wenn es ſchön wäre, einen ſolchen Rauſch darzuſtellen) begreife ich nicht, der ich immer geglaubt habe: zu einer Tragödie gehöre eine beſtimmte, äuſſere Handlung und nicht die bloße Entwickelung einer geiſtigen Fähigkeit oder Sonderbarkeit. Ich wollte die Kunſt gar nicht darſtellen, ſondern Menſchen, die Künſtler waren; und daß man ein großer

Künſtler ſein kann, und doch einfach und ſchlicht über Kunſt ſprechen, beweißt die Erfahrung alle Tage. Wie einfach und ſchlicht ſpricht nicht *Thorwaldſen*, und doch iſt er ein großer, vollendeter Künſtler. War Correggio vollendeter? Und würde Thorwaldſen, wenn er noch eine große, neue Bilderſammlung ſähe, ſich nicht mit kindlicher Freude, mit abgeriſſenen Worten im erſten Augenblicke darüber äuſſern, ſtatt uns einen Tieck'ſchen Catalogue raisonné darüber zu liefern? Wie naiv war nicht *Mozart*! Hätte er nicht ſo wie mein Correggio ſprechen können, und war er nicht ein großer Künſtler? Wie derb und unverblümt iſt nicht meiſtens *Goethe* in ſeinen Geſprächen? War Michael Angelo größer? und hat Goethe nicht oft wie Michael Angelo in meinem Stücke geſprochen, ohne *bäueriſch* zu ſein! Und wenn auch! Gibt es nicht eine gewiſſe Derbheit des Bauern, die nicht unedel iſt, und die der kräftige Genius mehr liebt, als die abgeſchliffene Sprache des Höflings, oder die hochtrabenden Redensarten des Rhetorikers?

Wie wahr ſagt Goethes *Fauſt*:

„Such Er den redlichen Gewinn!
Sei Er kein ſchellenlauter Thor!
Es trägt Verſtand und rechter Sinn
Mit wenig Kunſt ſich ſelber vor;
Und wenn's Euch Ernſt iſt, was zu ſagen,
Iſt's nöthig Worten nach zu jagen?
Ja Eure Reden, die ſo blinkend ſind,
In denen Ihr der Menſchheit Schnitzel kräuſelt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der durch die dürren Blätter ſäuſelt!"

Mein Correggio war nicht nach der Mode zugeſchnitten, konnte alſo nicht der aeſthetiſchen beau monde gefallen, das wußte ich

Digitized by Google

ſehr gut. Alles hätte klöſterlicher und myſtiſcher ſein müſſen. Das Stück gefiel nicht einmal allen deutſchen Freunden in Rom; den Dänen aber, und beſonders Thorwaldſen gefiel es ſehr. Und nie vergeſſe ich, wie ich ihnen das Stück vorlas, und Chriſtel Riepenhauſen bei der Stelle, wo Coeleſtina Correggio krönt, ziemlich gleichgültig ſagte: „Hm, das iſt hübſch!“ Thorwaldſen aufſprang, mit funkelnden Augen auf ihn ſah, und rief: „Nein, das iſt groß!“

Wie wenig Werth man auf den rauſchenden Beifall eines Augenblicks legen darf, weiß ich ſehr gut; auch das Schlechte kann dieſen Beifall gewinnen, das Gute vermißt ihn oft, und er verſchwindet wie ein Nebeldampf. Allein mein Correggio hat ſich jetzt in beinahe zwanzig Jahre bei den Beſſern und Gebildeten gehalten, und Schiller ſagt: „wer den Beſten ſeiner Zeit gelebt, der hat gelebt für alle Zeiten.“

Doch das gehört mit zu Tiecks Eigenheiten, den Geſchmack aller Andern zu verachten, ſo daß er glaubt, man könne jetzt nicht (ſelbſt den Beſſeren und Edleren) gefallen, ohne „eine falſche Sentimentalität,“ ohne an den Gebrechen der Zeit zu leiden.

Als Schiller noch lebte — das können Viele bezeugen — fand Tieck Vieles an ihm zu tadeln, meinte, daß er einen unrichtigen Weg der Poeſie eingeſchlagen; deshalb war auch von Schiller in Zerbinos poetiſchem Garten gar nicht die Rede, wozu doch ſogar (der verſtorbene und von Schiller getadelte) Bürger ein Entréebillet bekommen hatte. Jetzt rühmt Tieck (den geſtorbenen) Schiller, beſonders polemiſch gegen Nochlebende. Er ſagt von mir: „ich könne mich weder in der Gründlichkeit der Compoſition, noch im Pathetiſchen der tragiſchen Wirkung, noch in dem Adel und

der Wahrheit der Charactere mit dieſem deutſchen Heros verglei- chen.“ Mag das wahr ſein! Woher aber weiß Tieck das? Kennt er meine Trogödien? Hat er ſie aufmerkſam geleſen? Stehen ſie klar und deutlich in allen Umriſſen vor ſeiner Seele? — Ge- wiß nicht! — Ich weiß aus ſichern Privatnachrichten, daß ihn das nordiſche Weſen meiner Tragödien befremdet, daß ſie ihn, des Fremdartigen wegen, nicht anſprechen; und doch ſollen ſie jetzt nur für Copien deutſcher Vorbilder gelten.

Er frage aber gebildete, geiſtreiche, gemüthliche Dänen, Nor- weger und Schweden, ob ſie nicht den ſcandinaviſchen Cha- rakter, den Geiſt der nordiſchen Geſchichte in meinen Tragödien finden. Ich weiß, was ich Goethen und Schillern ſchuldig bin, aber eben ſo viel verdanke ich Sophokles und Shakeſpearn, die keine Deutſche waren; eben ſo viel den vaterländiſchen Sagen, die mich begeiſterten, und auch dem däniſchen Ewald verdanke ich nicht wenig.

Von Axel und Walburg, Hagbarth und Signe, und andren Liebestragödien, will ich nicht reden, denn die Spra- che der Liebe, (wenn ſie nicht ganz ſo wie die in Romeo und Julie klingt,) rechnet Tieck mit zu moderner Sentimentalität; ſtrebe ich aber z. B. in Hakon Jarl, Palnatoke, Stär- kodder, Erich und Abel, nicht nach der Tiefe? Sind dieſe Stücke nur „bunte Teppiche, worin mir die eigentliche tragiſche Kraft verſagt iſt?

Wenn Tieck endlich mit der Bemerkung ſchließt: daß etwas aus mir hätte werden können, „wenn ich die ächten Muſter, die großen Vorbilder alter und neuer Zeit ſtudirt, mich geſammelt, und nicht immer von der Kritik ge- ring gedacht,“ — ſo iſt das doch ein wenig gar zu arg. Es

Digitized by Google

iſt jezt zwanzig Jahre her, ſeit ich meinen Correggio ſchrieb, achtzehn Jahre lang bin ich Profeſſor der Aeſthetik bei der Kopenhagener Univerſität geweſen; habe alle Jahre öffentliche Vorleſungen über große Dichter alter und neuer Zeit gehalten; immer vor einem zahlreichen Auditorium nicht blos junger Studirenden, ſondern auch reifer Männer, in einer Stadt, die keiner andern an geiſtiger Bildung nachſteht, und doch muß ich Verweiſe hören, als ein Schulknabe, der gefaulenzt hat.

Nein, kritiſiren kann ich auch! Meine Kritik iſt aber „eine unächte," das will ſagen: keine Tieckſche Kritik. Laſſen wir das gut ſein! Nur ſo viel noch:

Mein Correggio iſt kein Schwindſüchtiger, keine „kümmerlich zuſammengedrückte Nebelgeſtalt." Beſſer könnte man Leben und Tod der heiligen Genoveva ſo nennen. — Correggio iſt von keiner ſchwachen Conſtitution, kein ſchwacher Charakter. Er iſt lebendig, freundlich, begeiſtert, hurtig, das ganze Stück durch. Er hat kurz vorher — (ſeine Frau nennt es ſelbſt einen wunderlichen Zufall) einen Blutſturz gehabt. Das iſt durch eine plötzliche Verletzung geſchehen, keine Folge einer langen Schwachheit. „Die kleine Wunde hat ſich von ſelbſt geheilt," glaubt Silveſtro, der ihn täglich ſieht; er iſt nur blaß noch, beklagt ſich aber gar nicht, und glaubt ſelbſt, daß ihm nichts mehr fehle. Durch das Unglück, das von auſſen kommt, bricht die neugeheilte Wunde wieder los, und er verblutet ſich. Das iſt keine Krankheitsgeſchichte! Dann iſt jeder Mord oder Todſchlag in den Tragödien eine Krankheitsgeſchichte. Denn Correggio ſtirbt nicht aus ekelhafter Schwäche; ſein Blut wird von der Bosheit anderer Menſchen in Wallung gebracht, und vergeudet. Ob der Dolch ein phyſiſcher oder moraliſcher iſt,

Digitized by Google

das thut zur Sache nichts, wenn er nur ein tragiſcher iſt; und eigentlich iſt jeder tragiſche Dolch ein moraliſcher. „Nicht der Dolch, ſondern die Hand, die ihn führt, iſt poetiſch,“ ſagt Jean Paul. —

Dem Unglücke, das den Künſtler im fünften Akt überwältigt, erliegt er nicht kümmerlich und feige, er begegnet ihm mit Begeiſterung, mit erleichterndem, poetiſchem Troſte. Der Schmerz drückt nur ſeinen Körper zu Boden; ſeine Seele entfaltet die Flügel, um ſich hinaufzuſchwingen. Dadurch reißt er die Zuſchauer zum Mitleide hin; es iſt aber kein erbärmliches Mitleid, es iſt mit Hochachtung und Bewunderung gemiſcht. Schon Ariſtoteles bemerkt, daß ein Stück durch Schrecken und Mitleid rühren müſſe.

Auch das Herzliche meines Correggio wird in Tiecks Recenſion angegriffen. Der alte Eremit Silveſtro wird ein Barbar genannt, weil er ein Bild des Malers in ſeine Waldkapelle aufhängt. Tieck will, daß es ein Bild ſein ſoll, das in Dresden hängt, blos um wieder zu beweiſen, daß es dieſes Bild durchaus nicht ſein könne. Daß Correggio den Rafael bedauert, weil dieſer keine edle Frau wie er gehabt, nennt Tieck „moderne Heucheley.“ Alſo iſt Correggios Dichter ein moderner Heuchler! Sehr hart, und ſehr ungerecht!

Einen ſonderbaren Grund gibt er noch an, warum er meinen Correggio nicht leiden mag: das Stück habe zu ſchlechten Nachahmungen Anlaß gegeben. Ich kenne keine ſolche. Van Dycks Landleben von Kind ſetzt ja Tieck weit über meinen Correggio. Geſetzt aber, es würden einige gemacht, wäre das mein Fehler? Hat nicht Götz von Berlichingen zu ſchlechten Ritter-

Digitized by Google

dramen Anlaß gegeben? Hat Schiller, hat Tieck keine ſchlechten Nachahmer gehabt? Iſt das nicht ein Beweiß mehr, daß eine Dichtung kräftig wirkt, wenn ſie Nachahmungen veranlaßt? Gibt es einen warmen Frühling, ohne Maikäfer auszuhecken, und ſollte man lieber einen kalten wünſchen, damit weder Blüthen noch Maikäfer gediehen? —

Digitized by Google

Funfzehntes Kapitel.

Abſchied von Rom. Livorno. Piſa.

Als der Sommer nicht mehr ſo heiß, der Himmel kühl und heiter geworden war, als ich wieder frei athmete, genoß ich auch die Schönheiten Roms und der Umgegend mehr. Acht Tage lang war ich bei der Frau Brun in Albano, und da ritten wir des Abends auf Eſeln, um kleine Wallfahrten zu machen. Unter andern erinnere ich mich eines Beſuchs in einem Kloſter alter Mönche auf dem Berge. Als wir nach Hauſe ritten, und ich meinen Eſel ein wenig ſtark den Berg hinunter laufen ließ, hörte ich meine Freundin, ziemlich ſtark hinter mir her galloppirend, rufen: „Oehlenſchläger! reiten Sie um Gottes Willen nicht ſo ſchnell.“ — „Warum, liebe Freundin?“ fragte ich. — „Wenn Sie ſtark reiten, muß ich auch ſtark reiten;“ ſeufzte ſie; „denn mein Eſel läuft immer dem Ihrigen nach.“ Ich verſuchte jetzt langſamer zu reiten, wenn aber ich und mein Eſel in Gedanken verfielen, eilten wir wieder fort, den ziemlich ſchroffen Bergweg hinunter, bis der Dichterin Ruf und der reizenden Ida Gelächter unſern Lauf wieder hemmten.

Digitized by Google

Welch ein wunderliches Gefühl hat man, wenn man die Gegend drunten überſchaut! An jenem kleinen See lag Alba longa; etwas entfernter landete Aeneas, ein abenteuerlicher Schiffer mit einer Handvoll trojaniſcher Matroſen an einer fremden Küſte, wo ſie eine unbedeutende Colonie anlegten; und aus dieſem Fünklein entſtand das gewaltige Weltfeuer!

Man fragte mich immer, ob ich nicht nach Neapel reiſen wollte; ich war aber fünftehalb Jahr von Braut, Familie und Vaterland weggeweſen, das Heimweh überfiel mich, und ich hatte gar keine Luſt, mich weiter zu entfernen. Hätte der Veſuv noch Feuer geſpien, ſo wäre ich doch hinunter gereiſt; einen beſchwerlichen Weg aber zweimal durch die pontiniſchen Sümpfe zu machen, um einige Tage nur in Neapel zu verweilen, und dann ſchnell — nach Kopenhagen zu reiſen, ſagte mir nicht zu. Ich wollte noch auf der Rückreiſe einige Beſuche machen, und mußte mich ſo einrichten, daß ich nicht zu ſpät im Winter nach Dänemark käme. Auch wollte ich gern bei der erſten Aufführung meines Axel und Walburg zugegen ſein.

Darüber mußte ich nun, halb im Scherz und halb im Ernſte, vielen Spott hören, als ein nordiſcher Barbar, der keinen Sinn für ſüdliche Naturſchönheiten hätte, beſonders von Chriſtel Riepenhauſen; ich ertrug es aber mit chriſtlicher Geduld.

Im Anfange meines Aufenthalts in Rom hatte es mich gefreut, mit jungen deutſchen Künſtlern viel umzugehn; ich rathe aber jedem Reiſenden, lieber gleich mit den Eingebornen des Landes Bekanntſchaften zu machen. So genießt man mehr das Einheimiſche des Landes, und deßhalb reiſt man ja doch eigentlich. Die Ultramontaner bringen ihre Sitten und Gewohnheiten mit; da muß man mit ihnen in der Mittagshitze laufen (was die Rö=

mer nie thun), mit ihnen zechen und in die Nacht hinein wachen. In jugendlicher Unwiſſenheit preiſen ſie alles Halbgekannte mit einem zwar außerordentlichen aber nicht immer erquicklichen Enthuſiasmus, und ſetzen das Vaterländiſche, was ſie oft noch weniger kennen, gar zu tief herunter. Auch herrſcht gewöhnlich ein roher Ton unter ihnen. In unſerm Cirkel, der aus den talentvollen Aeltern, mehr Gebildeten beſtand, wo Thorwaldſen präſidirte, war es nun freilich weit beſſer; und ich habe viele ſchöne Abende im geiſtreichen Kreiſe verlebt, wenn wir unſern Acciulo und Orviello, unſern rohen Schinken und Latuga ſelbſt geholt hatten, oder wenn wir uns in einer Oſterie etwas zu Gute thaten.

In brillante Abendgeſellſchaften kam ich auch mitunter, wo man ſchöne Muſik hörte, ſchöne Frauen ſah, und dann Eiswaſſer und Gefrornes bekam, um ſich wieder abzukühlen. — Einen herrlichen Abend brachte ich mit den Bruns beim Prinzen Colonna zu, in ſeiner herrlichen Villa, wo Marmortrümmer der älteſten Zeit in den jungen Myrthen- und Lorbeerhainen liegen.

Als ich Rom verlaſſen ſollte, beſuchte ich wehmüthig und allein zum letztenmale die Kirchen, den Vatikan, den Campo vaccino mit allen den merkwürdigen Ueberreſten; Titus Ehrenpforte, mit dem ſiebenarmigen Leuchter; wo ſich die Juden einen ſchmalen Weg zur Seite der Pforte gemacht haben, um nicht da durch zu gehen. Ich beſuchte zum letztenmale die Villa Borgheſe, wo ich oft gewandert war, und wo ich während des Dichtens meines Correggio die Idee zu der Scene mit Cöleſtina bekommen hatte. Denn als ich eines kühlen Abends, ſo gehend, daran dachte, wie ich Correggio erheben wollte von der Schmach, die ihm Ottavio zugefügt, hielt mich ein Lorbeerzweig der Hecke freundlich

Digitized by Google

im Gehen auf, und der Gedanke fuhr mir durch den Kopf: „Ein ſchönes Mädchen ſoll ihn lorbeerkrönen!“

Eben ſo leid that es mir, mich von meinem Sprachmeiſter zu trennen, einem ſehr gebildeten, geiſtreichen Römer, deſſen Name mir entfallen iſt, mit dem ich das Meiſte von Dante's Hölle geleſen hatte; auch von Confidoli, meinem trefflichen Singmeiſter, trennte ich mich ungern. Eine ſchöne Guitarre hatte ich gekauft, weil ich auch Willens war, dieſes Inſtrument ſpielen zu lernen; die Zeit war aber zu kurz dazu, und ich verehrte die Guitarre dem Franz Riepenhauſen. Er und ſein Bruder ſchenkten mir dagegen mein eigenes Bild mit ſchwarzer Kreide gezeichnet, und ſehr ähnlich.

Zwei junge italieniſche Mädchen, Kinder der Aeltern, in derem Hauſe die Riepenhauſen wohnten, ſpielten mir noch zu guter Letzt eine Pantomime vor, welche eine Abſchiedsſcene zwiſchen zwei Liebenden vorſtellen ſollte. Das jüngſte Mädchen war der Liebhaber, die Aeltere die Geliebte. Als nun dieſe, die auf einen Stuhl verzweifelt ſinken ſollte, nicht leidenſchaftlich und betrübt genug war, rief die Jüngere entrüſtet zu ihr: „Fatte le smanie, Bestia!“

Am letzten Abende war eine Geſellſchaft bei Thorwaldſen, wo mein wackrer Landsmann und Vetter, der Hiſtorienmaler Lund (der meine Schweſter in ihrer Jugend das Zeichnen gelehrt hatte, wenn er uns auf Friedrichsberg beſuchte) auch zugegen war. Wir waren alle luſtig und froh, es wurde von Einigen geſungen, und ich ſang Göthes „Muſen und Grazien in der Mark“, auf eine alte pathetiſche Freimaurermelodie mit Schnörkeln und Trillern, welches die Ironie des Ganzen unterſtützte. Ich hatte das Lied Goethen ſelbſt vorgeſungen, und es hatte ihm gefallen. Hier gefiel es auch, nur nicht Chriſteln Riepenhau-

ſen, der ſich kalt an ſeinen Nachbar wandte und ſagte: „Ich finde dieſe Melodie nicht paſſend. Wie meinſt Du?“ — Das verſtimmte mich, wie natürlich, etwas. Ich hatte nicht geſungen, um Beifall einzuernten, ſondern um zu der Fröhlichkeit mein Scherflein beizutragen. Morgen ſollte ich wegreiſen, und vielleicht dieſen Kreis nie mehr ſehen. Doch vergab ich ihm gern, als er am folgenden Morgen früh — wie es Gebrauch in Rom iſt — mich, wie alle meine übrigen Freunde, namentlich Thorwaldſen, eine kleine Strecke aus der Stadt begleitete. Koes reiſte mit mir; wir wollten beide den däniſchen Miniſter Schubart in Monte nero bei Livorno beſuchen. Wir kamen durch ſchöne Berggegenden, ſahen den maleriſchen Waſſerfall in Terni, kamen durch Perugia, Pietro Vanuccis (Rafaels Lehrer) Geburtsort, und ſahen ſein Bild, welches die Einwohner ſelbſt für einen ungeheuren Preis nicht haben verkaufen wollen; ſo ſtolz waren ſie auf ihren Künſtler. Drauf kamen wir über Cortona und Arezzio (Petrarchas Geburtsort) nach der Blumenſtadt Italiens, meinem Lieblingsorte jenſeits der Alpen.

Hatte ich nun auf der Hinreiſe nach Rom einen franzöſiſchen Kaufmann zum Gefährten gehabt, der mit dem italieniſchen Weſen nicht zufrieden war, und der mich oft mit ſeiner üblen Laune quälte, ſo trafen wir dagegen auf unſerer Reiſe nach Florenz auf einen deutſchen ditto, der weit intereſſanter und angenehmer war. Er ſchalt noch weit hitziger auf Italien als der Franzoſe, und brauchte weit ärgere Redensarten, allein mit weit mehr Recht; denn es war nicht aus Nationalhaß, ſondern weil er kein Wort Italieniſch wußte, ſich auf die ſchönen Künſte nicht im mindeſten verſtand, die Hitze noch weniger als ich vertragen konnte, und als ein reicher Gutſchmecker die Wirthshäuſer auf dem

Wege ganz niederträchtig fand. Uebrigens war er ein außerordentlich gutmüthiger Mann, der bloß, um einem mitreiſenden, gelehrten Freunde zu dienen, ſich dazu bequemt hatte, von Wien, wo er von gebratenen Händeln und delicaten Mehlſpeiſen wie in einem Paradieſe umgeben ſaß, über die Alpen zu gehen; und hier ſchwärmte er nun freilich umher wie die Fliege in einer Flaſche. Immer trafen wir ihn wieder in den Wirthshäuſern, polternd und ſchimpfend, ſich mit dem Schnupftuche das glänzende Geſicht abtrocknend; denn er war ſehr corpulent. Immer hatte er es ſich bequem gemacht; zuletzt ging er nur im dünnen, weißen Camiſole und leinenen Hoſen; und ich erwartete ihn zuletzt im bloßen Hemde oder ſplitternackend eintreten zu ſehen. Es ging ihm wie den Schiffbrüchigen, die nach und nach alles über Bord werfen, um flott zu werden, und es hilft doch nichts. Stets, wenn er mich in einem Wirthshauſe wieder ſah, frug er mich: „was er in Italien ſollte?“ Und ich blieb ihm beſtändig die Antwort ſchuldig. Man ſollte glauben, weil er ſehr fluchte und ſchimpfte, daß die Hausleute darüber aufgebracht geworden wären. Weil das aber alles auf deutſch geſagt wurde, ſo reizte es ſie nicht im mindeſten, ſie lachten darüber, weil der Italiener für das Komiſche vielen Sinn hat. Selbſt wenn er: „Cattive gente!“ rief, das einzige italieniſche Wort, deſſen er ſich bediente, lachten ſie. Einige glaubten, daß er wahnſinnig ſei, und hatten ein rechtes Mitleid mit ihm. In allem, was er ſonſt mit uns ſprach, von Sachen, die ihn intereſſirten, zeigte er einen hellen Verſtand, und er war gewiß ein tüchtiger und kenntnißreicher Kaufmann. Immer kam das aber wieder: „Was ſoll ich in dieſem verfluchten Lande? Alte Steinbilder ſehen, die ohne alle Anſtändigkeit ganz nackt ſind, in katholiſche Kirchen gehen, um das Lirum larum zu

hören, der ich ein guter Lutheraner bin! Mich von den Wirthen foppen, von ihren Flöhen beißen laſſen, und Gift freſſen.“ Der gelehrte Freund ſuchte ihn zu beruhigen und hielt ihm kleine Vorleſungen; es half aber alles nichts. Erſt als wir wieder bei Schneider in Florenz zuſammen trafen, war er guter Laune, lud uns zu einem prächtigen Diner ein, und ſeine natürliche Gutmüthigkeit kam vollends wieder zum Vorſchein.

Nachdem wir uns in Florenz ein Paar Tage aufgehalten hatten, reiſten Koes und ich über Piſa nach Livorno. Als ich hier das Meer wieder in der Nähe ſah, brach ich in Thränen aus, und fühlte ganz, was der Schweizer fühlt, wenn er ſeine Felſen wieder ſieht. In Monte nero feierten wir bei dem gaſtfreien Miniſter Schubart den Geburtstag ſeiner Gemahlin und ſeine Excellenz folgte uns dann nach Piſa, wo er des Winters wohnt, und bewirthete uns zu guter Letzt in ſeinem eigenen Hauſe. In Piſa ſah ich den ſchiefen Thurm und Campo ſanto. Die vornehmſten Ariſtokraten des Mittelalters liegen hier in heiliger Erde, welche in Schiffen von Jeruſalem nach Piſa geführt iſt — und ſind — Erde und Würmer, wie die Bauern, die draußen im Felde modern. In den Straßen wächſt hohes Gras zwiſchen den breiten Flieſen, bei ihren verfallenen Paläſten, und die ungeheure eiſerne Kette, die ihren Hafen vormals ſperren ſollte, iſt von den Florentinern zerbrochen und roſtet noch beim Battiſterio in Florenz. Dagegen blühen an den Wänden in Campo ſanto die Bilder der älteſten italieniſchen Meiſter in jugendlicher Friſche. Das geiſtige Wirken hat doch auch etwas zu bedeuten, überlebt die Thaten körperlicher Gewalt, wenn dieſe ſie auch augenblicklich übertölpelt; und Fichte ſagte wohl mit Recht von Geiſtigwirkenden: „Wir ſind auch eine Macht, und zwar keine geringe!“

Digitized by Google

Nach Florenz zurückgekommen, trafen Koes und ich unvermuthet unſern lieben Brøndſted. Wir wußten wohl, daß er bald nach Italien kommen würde, er überraſchte uns aber hier, und das machte die Freude doppelt groß. Als wir einen fröhlichen Mittag mit einander genoſſen hatten, ſpazierten wir im ſchönen Wetter Arm in Arm durch die Stadt. An einer Straßenecke ſtand ein ſchlecht gekleideter Menſch mit ſchwellenden Rocktaſchen und las eine Anzeige. „Da ſteht Arndt!“ flüſterte ich leiſe, indem wir ihm dicht vorbei gingen. Er entdeckte uns nicht, wir eilten von dannen und ſahen ihn nie wieder. Er lebte noch mehrere Jahre, ging von Süden nach Norden, von Norden nach Süden oftmals wieder, und zuletzt fand man ihn — ich weiß nicht — war es unweit Tornea, Marſeille, Moskau oder Venedig, auf dem Felde unter einer Hecke von einem Nervenſchlage getödtet, mit vielen Manuſcripten in der Taſche, die man zu nichts brauchen konnte.

Eben ſo groß wie die Freude geweſen war, Brøndſted in Florenz zu treffen, war auch meine Betrübniß, als ich mich kurz darauf von ihm und meinem treuen Koes trennen mußte, den ich erſt bei Gott wieder ſehe, aber hier im Leben nie vergeſſe. Der edle Jüngling, deſſen Geiſt nach Schönheit und Wahrheit ſtrebte, ſtarb in Griechenland. Wilde Myrthen und Lorbeern zieren ſein Grab! Er ward nicht Zeuge von den Verheerungen und Jammer des Landes, das er ſo ſehr liebte, aber er ahnete eine beſſere Zukunft für die Enkel der Hellenen, und das thun alle dankbare Söhne der Muſen.

Digitized by Google

Sechzehntes Kapitel.

Heimreiſe.

Ganz allein ſtand ich wieder in der weiten Welt, doch mit jugendlicher Heiterkeit und Zuverſicht eilte ich ſo ſchnell gegen Norden, als die Vetturinräder rollen konnten, und ſo kam ich denn endlich nach Mailand, ging in die große Oper, wo ſie eine langweilige Seria ſpielten, gähnte und ſchlief ein.

Als ich erwachte und mich im ungeheuren Raume des Teatro della Scala, ſtatt im engen Bette befand, richtete ich mich erſtaunt auf, um nach Hauſe zu gehen und bequemer da den Schlaf fortzuſetzen. — Ein blonder Jüngling, der gar kein italieniſches Geſicht hatte, ſtand etwas entfernt von mir, faßte mich ſcharf in's Auge, und als ich bei ihm vorbei ging, fragte er beſcheiden auf däniſch, „ob mein Name nicht Oehlenſchläger ſei?“ — „Ja, mein Herr! Es freut mich einen Landsmann hier zu treffen, darf ich um ihren Namen wieder bitten?“ — „Ich heiße Peter Saabye und bin ein Sohn des Etatsrath Saabye, des Aſſocié des Rybergſchen Hauſes.“ — „Es freut mich ſehr, Sie hier zu treffen. Leider reiſe ich aber ſchon morgen wieder fort.“ —

„Das thu' ich auch." — „Nach Rom vielleicht?" — „Nein, nach Kopenhagen." — „Nach Kopenhagen? Ich reiſe auch nach Kopenhagen." — „Dann könnten wir vielleicht zuſammen reiſen!" — „Das wäre ganz excellent! Ich muß aber noch Tübingen, Heidelberg und Weimar beſuchen." — „Das muß ich auch." — „Nun dann iſt gar nichts im Wege. Schade, daß wir uns nicht vorher geſehen haben. Ich bin erſt heute gekommen." — „Ich auch." — „Von Rom?" — „Nein, von Genua." — „Hätten wir uns früher getroffen, dann hätten wir auch in einem Gaſthofe zuſammen wohnen können. — Wo wohnen Sie?" — „In Albergo della citta!" — „Ich auch!" —

Wir gingen jetzt zuſammen nach dem Gaſthofe, und da ergab es ſich denn, daß unſere Zimmer aneinander ſtießen, ſo daß wir nur die Thüre zu öffnen brauchten, ſo waren wir Contubernalen.

Mit dem guten Saabye reiſte ich alſo nach Kopenhagen, und fand in ihm einen angenehmen Geſellſchafter. Er beſorgte die Reiſekoſten, und als wir nach Hauſe gekommen waren, wollte er von gar keiner Bezahlung wiſſen. Wir beſuchten im ſchönen Wetter die borromäiſchen Inſeln in Lago maggiore. Jetzt litt ich nichts mehr von Hitze und konnte mich recht freuen. In der klaren Luft ſchien es immer als wären wir den Inſeln ganz nahe, wenn wir noch eine weite Strecke dahin hatten. — Wir zogen über den Simplon. In einem Liede, das man in dieſer Sammlung findet, ſprach ich mein Gefühl aus. Ich befand mich wieder in einer einheimiſchen Natur auf den Alpen, obſchon in Dänemark keine Felſen ſind. Es war aber die Friſche, die Kühle, die mich entzückte. Als man mir den Gränzſtein Italiens zeigte, ſprang ich luſtig hinüber, kehrte mich gegen Süden und rief: „Du verſchlangſt mich doch nicht!" — Immer hatte ich

Digitized by Google

in Rom ein Gefühl gehabt, als ob ich da ſterben ſollte. Ich befand mich in der wärmſten Sommerzeit wie eine Maus unter einer Luftpumpe. — Wenn ich Goethes Vorliebe für Italien bedenke, ſo kommt mir meine Abneigung ſeltſam vor, weil ich doch in ſo vielen andern Dingen mit ihm ſympathiſire. Er hat aber die Reiſe auf die behaglichſte Weiſe gemacht, in gut gewählter Jahreszeit. Sein ſüdlicher Geiſt trieb ihn nach Süden, und mein nordiſches Herz ſehnte ſich wieder nach Norden, wozu ich auch (wie die Römer) Germanien rechne; denn ſollte ich einen Aufenthalt außer meinem Vaterlande wählen, ſo würde es das ſüdliche Deutſchland ſein.

Darum machte es mir auch ein großes Vergnügen, nach dem ſchönen Heidelberg zu kommen, wo ich den alten Voß beſuchte, zum Theil weil ich wußte, daß ich ſeinen Sohn Johann Heinrich Voß, meinen weimariſchen Freund, bei ihm treffen würde. — Der alte Voß ſah eben ſo aus, wie ich mir ihn vorgeſtellt hatte. Lang, ſchmal, etwas ſteif und gravitätiſch, aber verſtändig, bieder, und in ſeinem Hauſe ſehr gemüthlich. Damals hatte er das Buch über Stolberg noch nicht geſchrieben, ſonſt hätte ich ihn wohl kaum beſucht; denn ich liebte immer Stolberg als einen edlen Mann, mit hohem dichteriſchen Fluge. Wenn auch ſeinem Schiffe ein gewiſſer Ballaſt der Beſonnenheit mangelte; wenn auch die Vernunft nicht immer als Steuermann beim Ruder ſaß, ſo ſchwellte doch der Sturm der ſchönſten Gefühle kühn und herrlich die ſchneeweißen, reinen Segel; und im Paſſatwinde der Begeiſterung legte Stolberg wie ein Adler große Strecken zurück. Erſt wie er ſein Dichterſchiff zu einem myſtiſchen Luftballon bauen wollte, um ſich ſo dem Himmel noch mehr zu nähern, mochte und wollte ich ihm nicht folgen. Was Stol-

Digitized by Google

berg zu viel hatte, hatte Voß zu wenig, zu ſchweren Ballaſt und zu kleine Segel! Aber ein vortrefflicher *Frachtſchiffer* war er zwiſchen der antiken Welt und der gegenwärtigen Zeit. Auch ein guter idylliſcher *Gärtner*, und wie ſehr ich ſeinen Luſtgarten in *Luiſe* liebte, habe ich ſchon vorher geäußert. — Etwas intolerant und beißend iſt Voß immer geweſen, ſchon in ſeinem Verhältniß zu *Heyne* that ſich das kund. In ſeinen alten Tagen hetzten ihn die Uebertreibungen der *Romantiker*, ihre Verachtung gegen ihn ärgerte ihn, er meinte, Stolberg habe durch ſeinen Uebergang zur katholiſchen Religion dazu Anlaß gegeben; ſo ward er unbillig und ungroßmüthig, und obſchon er in ſeinem Buche über Stolberg viel Wahres ſagt, mit Rückſicht auf Ariſtokratie und Mönchthum, ſo hatte er doch im höchſten Grade Unrecht, einen alten Jugendfreund zu beleidigen, und mit kleinlich erzählten Anecdötchen ſich an ihm zu rächen. —

Es freute Voß, in mir einen jungen Dichter zu ſehen, der kein Ultra-Romantiker ſein wollte, und der ſeine Liebe zur Poeſie, mit Liebe zur Billigkeit und Vielſeitigkeit zu verbinden ſtrebte. Auch der Dichterkreis in Göttingen, auch die Muſenalmanache, die Voß in ſeiner Jugend herausgegeben hatte, waren mir lieb. Hatte ich nicht darin den naiven *Claudius*, den zarten *Hölty*, die feurigen *Stolberge*, den merkwürdigen *Bürger* zuerſt kennen gelernt? Ich nenne Bürger *merkwürdig*: denn das wird er mir wegen der ſeltſamen Miſchung eines wahren Dichtergeiſtes mit dem undichteriſchen, vernichtenden Principe einer unruhigen, kranken Perſönlichkeit immer ſein; wenn mich auch — eben dieſer Miſchung wegen — ſeine Gedichte im Ganzen nicht anſprechen — und ich nur in ſeiner *Lenore* ächte *Wahrheit* finde; weil der todte Ritter darin wirklich kein andrer iſt, als Bürgers

Digitized by Google

eigner, poetiſcher, melancholiſcher Poltergeiſt, der im wilden Humore zum Grabe galloppirt.

Ich las Voß meinen Correggio vor; nach geendigter Vorleſung umarmte er mich und ſagte: „Ich wollte, daß Leſſing heute Abend hier geweſen wäre.“ — Ich brachte einige ſehr angenehme Stunden in dieſem häuslichen Kreiſe zu. Die gute, verſtändige Hausfrau Erneſtine machte uns Stahlpunſch, womit ſie öfters Goethe tractirt hatte; und in ſeiner häuslichen Umgebung fand ich ganz in Voß den Verfaſſer der Luiſe wieder. Er ſchrieb in mein Stammbuch:

„Quod sis, esse velis, nihil que malis!“

Jetzt hatte ich in Deutſchland für diesmal nichts weiter zu thun, als Goethe in Weimar zu beſuchen, mich in ſeinem freundlichen Gedächtniſſe aufzufriſchen, ihm meinen Correggio vorzuleſen, ein Paar aufmunternde Worte von ihm zu hören, und dann in Gottes Namen nach der Heimat zu eilen. Wie gern machte ich den Umweg von zwanzig Meilen ſeinetwegen!

Unglücklicherweiſe konnte ich, weil ich mit einem Andern reiſte, nur ein Paar Tage in Weimar beiben; und bei Goethe muß man auf gute Laune warten, wie der Schiffer am Strande auf guten Wind, wenn er eine glückliche Fahrt machen will. Ich hatte ihm meinen Aladdin dedicirt, meinen deutſchen Hakon Jarl und Palnatoke gedruckt mit liebevollem Briefe geſchickt, ich erwartete einen väterlichen Empfang, wie der Schüler vom Meiſter. Goethe empfing mich höflich, aber kalt und beinahe fremd. Hatten ſo viele andere nachherige Ereigniſſe „das Andenken guter Stunden,“ das mir ſo theuer und ewig unvergeßlich war, in ſeiner Seele ausgelöſcht? Oder — ſchlummerten nur dieſe Erinnerungen,

Digitized by Google

und wollten ſie wieder geweckt ſein? War ich zu ungeduldig, weil der Sohn nicht gleich den Vater wieder fand? — Ich weiß es nicht! Freilich ſuchte ich den Schmerz zu unterdrücken; auch hoffte ich, wenn ich Goethen meinen Correggio vorgeleſen hätte, daß das alte Verhältniß wieder eintreten ſollte. Aber daraus ward nichts! Als ich ihm durch Riemer geſagt hatte, ich habe eine neue Tragödie geſchrieben, die ich ihm vorzuleſen wünſche, ließ er mir wieder ſagen: „ich möchte ihm das Manuſcript geben, er wollte es gern ſelbſt leſen.“ — Ich ſagte: „Er kann es nicht ſelbſt leſen, ich habe nur eine ſchlecht geſchriebene Kladde bei mir, voll umgeſchriebener Worte und Veränderungen.“ Doch gab ich Riemern das Manuſcript. Er brachte mir es zurück und ſagte: „Goethe könne es freilich nicht leſen, ich möchte aber nur das Stück drucken laſſen, dann wollte er es leſen. Das ſchmerzte mich; doch ſuchte ich mich aufrecht zu halten und guter Dinge zu ſein. Goethe lud mich höflich zweimal zu Tiſche, und da war ich keck und ſatiriſch, weil ich nicht kindlich und herzlich ſein konnte. Unter andern recitirte ich ein Paar Epigramme, die ich nie habe drucken laſſen, auf ein Paar bekannte Schriftſteller. Goethe ſagte hier wieder gemüthlich: „So etwas ſollt Ihr nicht machen! Wer Wein machen kann, ſoll keinen Eſſig machen.“ Ich: „Haben Sie denn keinen Eſſig gemacht, Herr Geheimerath?“ Goethe: „Teufel noch mal, weil ich es gemacht habe, iſt es darum Recht?“ Ich: „Nein! Aber wo Wein gemacht wird, fallen viele Trauben ab, die zum Wein nicht taugen, ſie können aber einen guten Weineſſig geben, und Eſſig iſt gut gegen die Fäulniß!“ —

Man ſieht, wenn wir nur Zeit gehabt hätten mit einander wieder bekannt zu werden, ſo wäre alles gut gegangen, und Goethe hätte mich gern mein Stück vorleſen hören. Ich mußte aber lei-

Digitized by Google

der fort, und ſo nahmen wir einen kalten Abſchied. Das war mir aber in meiner tiefſten Seele zuwider; denn keinen Mann in der Welt liebte und ſchätzte ich mehr wie Goethe; und nun ſollte ich ihn vielleicht nie mehr im Leben ſehen! — Die Poſtpferde waren um fünf Uhr den nächſten Morgen beſtellt. Die Uhr war halb elf des Abends, ich ſaß in meiner Stube betrübt allein, das Haupt an die Hand gelehnt, Thränen im Auge. Da ergriff mich ein unbezwingbares Sehnen, ihn noch zu guter Letzt an mein Herz zu drücken; aber zugleich rührte ſich auch in meiner Bruſt der Stolz gekränkter Ehre, und ich wollte nicht in Demuth vor ihm erſcheinen.

Ich lief nach Goethes Hauſe und ſah noch Licht, ich ging zu Riemern auf ſein Zimmer und ſagte: „Lieber Freund, kann ich nicht Goethen einen Augenblick ſprechen? Ich möchte ihm gern noch ein Lebewohl ſagen.“ Riemer wunderte ſich, weil er mich aber in Gemüthsbewegung ſah, und alles wußte, antwortete er: „Ich will es ihm ſagen; ich will ſehen, ob er noch nicht zu Bett iſt.“ — Er kam zurück und bat mich hineinzutreten, indem er ſich ſelber entfernte. — Da ſtand der Verfaſſer Götz von Berlichingens und Hermann und Dorotheas im Nachtcamiſol und zog ſeine Uhr auf, um zu Bette zu gehen. Als er mich ſah, ſagte er freundlich: „Nun, mein Beſter! Sie kommen ja wie der Nikodemus!“ — „Herr Geheimerath!“ ſprach ich, „erlauben Sie, daß ich dem Dichter Goethe auf ewig Lebewohl ſage.“ — „Nun leben Sie wohl, mein Kind!“ verſetzte er herzlich. „Nichts mehr! Nichts mehr!“ rief ich gerührt, und verließ ſchnell das Zimmer. In den zwanzig Jahren nachher habe ich Goethen nicht geſehen, und ihm nicht geſchrieben, aber ich habe meinen älteſten Sohn nach ihm genannt, ich habe wiederholt ſeine herrlichen Schriften geleſen, und

Digitized by Google

oft darüber Vorleſungen gehalten; ſein Bild hängt in meinem Zimmer; ich liebe ihn und bin davon überzeugt, daß, wenn das Schickſal mich einmal wieder in ſeine Nähe gebracht hätte, würde ich auch in ihm den alten, väterlichen Freund gefunden haben. Auch weiß ich, daß er ſtets freundlich von mir geſprochen hat.

Bei meiner Ankunft in Kopenhagen fand ich Alles ſehr freundlich gegen mich geſtimmt. Meine Braut war eine vertraute Freundin der Gräfin Schimmelmann geworden. Im Schimmelmannſchen Hauſe las ich ein Paar Mal meinen Coreggio in großen Abendgeſellſchaften vor. Auch des Königs Majeſtät erzeigte mir die Ehre, daß ich im Kabinet ihrer Majeſtät der Königin meinen Correggio eines Abends der königlichen Familie vorleſen durfte.

Kurz darauf wurde ich als Profeſſor extraordinarius der Aeſthetik bei der Univerſität angeſtellt, und ſollte im Winter anfangen Vorleſungen zu halten. Der Graf von Schimmelmann hatte in der Nähe von Seeluſt ein ſchönes Haus, Chriſtiansholm, anderthalb Meilen von der Stadt, wo er mir den erſten Sommer zu wohnen erlaubte. Nicht weit davon liegt Gjentofte, ein hübſches Dorf an einem kleinen See. Nach der Kirche dieſes Dorfs fuhren meine Braut und ich an einem ſchönen Frühlingsmorgen ganz allein hinaus, wir fanden hier, nach Abrede, als dritte Perſon den Prediger; er traute uns, und als Mann und Frau fuhren wir nach Chriſtiansholm.

Siebzehntes Kapitel.

Ueberblick meiner letzten zwanzig Jahre.

Ich habe mir vorgenommen, dem Leſer meine Lebensbegebenheiten bis zum dreißigſten Jahre mitzutheilen, und ſtehe jetzt am Ziele. Comödien und Romane endigen mit der Heirath des Helden, die meiſten Lebensbeſchreibungen ſollten es auch. Das Abenteuerliche und Zufällige, die pſychologiſche Entwickelungsperiode eines Menſchen, welches die Erzählung unterhaltend macht, hört dann meiſtens auf; denn nur Streben, nicht Zuſtand iſt für die Mittheilung. Der Baum ſteht erwachſen da; wir ſehen nicht mehr den Gärtner die Pflanze gegen Sturm und Würmer hegen, den jungen Baum impfen und die Waſſerreiſer wegſchneiden, — wir ſollen ihn jetzt an ſeinen Früchten erkennen. So mögen denn auch die in dieſer Sammlung folgenden Schriften, wovon der größte Theil nach jenem Zeitpunkte verfaßt iſt, für oder gegen den Verfaſſer ſprechen. Noch viel Anderes hindert einen Lebens-

Digitized by Google

beſchreiber von dem letzten Drittel ſeines Lebens eine intereſſante Nachricht zu geben. Er kann ſich nicht frei bewegen; hundert Rückſichten hindern ihn, die Begebenheiten mit ihren Motiven darzuſtellen; und dann mangelt der Erzählung eben das Weſentlichſte. Dann iſt ſein eignes Gemüth auch nicht frei genug; er ſteht ſelbſt den Verhältniſſen zu nahe, um alles ruhig überſehen zu können. Er kann vielleicht ſagen: hoc olim meminisse juvabit! doch dieſes olim iſt noch nicht da. „Was er irrte, was er ſtrebte, was er litt und was er lebte,“ ſind noch nicht „Blumen im Strauß“ geworden. Deßhalb muß er auch den Teppich raſch fallen laſſen, wenn er ſeine Zuſchauer zu einem gewiſſen Ruhepunkt geführt hat.

Indeß will ich doch dem Leſer eine kurze Nachricht von dem Wichtigſten geben, was ich in den letzten zwanzig Jahren „gelebt und gelitten.“

Ich traf in Kopenhagen, nach fünfthalbjähriger Abweſenheit, viele Freunde und Gönner. Axel und Walburg machte bei der Aufführung großes Glück, auch Correggio; ich merkte aber bald, daß ſich eine Parthei gegen mich bildete. Grundtvig, ein junger Mann voll Feuer und Beredſamkeit, der in einigen Gedichten poetiſches Talent bewieſen hatte, trennte ſich nur von der neueren deutſchen Schule in ſo fern, daß er als eifriger Proteſtant auf alles Katholiſche und Weltliche ſchalt, und behauptete: die Poeſie habe nur einen religiöſen und geſchichtlichen Werth. Weil ich nun meinte, daß Poeſien, als ſolche, ſich beſonders auf Wahrheit der Natur und Schönheit der Darſtellung gründen müßten; daß, um ſolches zu erreichen, in der Kunſt die Geſchichte von der Poeſie, und die Poeſie nicht von der Geſchichte ab-

Digitized by Google

hänge; daß die Form einer geoffenbarten Religion nicht der Form einer Dichtung Werth gäbe; — ſo betrachtete Grundtvig und ſeine Anhänger meine Schriften als Spielwerke eines verirrten Genius.

Indeß theilte der größere Theil des gebildeten Publikums nicht dieſe Meinung, und in meinen Vorleſungen ſuchte ich auch beſtens meine Grundſätze zu vertheidigen; mich gegen eine Theorie ſträubend, die — meiner Ueberzeugung nach — allen eigentlichen Geſchmack vernichtete, und der Dichtkunſt ihre Selbſtſtändigkeit und eigenthümlichen Werth raubte.

Nachher kam Baggeſen — und wie gern hätte ich noch Grundtvig zum Gegner behalten. Seine Begeiſterung mußte ich achten, wenn ich auch ſeinen Eifer nicht billigen konnte; Baggeſen dagegen——Doch ich habe geſagt, ich wolle keine Diſtel auf ſein Grab pflanzen; alſo nur ſo viel: Als er mehrere Jahre hindurch mich auf das Bitterſte mit Perſiflage und Verdrehungen meiner Schriften verfolgt hatte, gab ich endlich, — der ich ſonſt immer geſchwiegen hatte — eine Erklärung an das Publikum gegen ihn heraus, worin klar bewieſen wurde, daß er in keiner ſeiner Behauptungen Recht habe. Hiezu ſchwieg er. — Mein letzter Gegner iſt J. L. Heiberg, der Vaudevillendichter, der ſich, mit wenigem Erfolg, von dem Baggeſen'ſchen Wege nur wenig entfernt hat.

In den erſten Paar Jahren nach meiner Zurückkunft hielt ich ſowohl öffentliche Vorleſungen für Studenten, als private vor der vornehmen Welt und der Kopenhagner beau monde; nachher ließ ich es bei den öffentlichen Mittheilungen bewenden.

Digitized by Google

Ich habe in den Wintern von 1810 bis 1829 — (mit Ausnahme des Jahres 1817) Vorleſungen gehalten, über: Ewald, Schiller, Goethe, Shakeſpeare, Calderon, Sophokles, Holberg, Leſſing, Tieck, Claudius, die meiſten deutſchen Lyriker, über alle bedeutenden däniſchen Dichter, über die nordiſche Mythologie, die alten däniſchen Heldenlieder, über romantiſche Dichtkunſt, und über die Romanlitteratur.

Im Jahre 1815 erhob mich des Königs Gnade zum Ritter von Dannebrog, und ſeit 1827 bin ich Profeſſor Ordinarius und Aſſeſſor Conſiſtorii. Als Profeſſor habe ich zwei lateiniſche Reden gehalten, und ein lateiniſches Programm geſchrieben.

Vier liebe Kinder: Charlotte, Johannes Wolfgang, William Conrad und Maria Louiſe hat mir Gott gegeben.

Noch viele Jahre genoß ich die Freude des täglichen Umganges meiner lieben Schweſter Sophia, und der holdſeligen Rahbek.

Um mich nach den fortwährenden litterariſchen Beleidigungen zu zerſtreuen, und nicht die gute Laune zu verlieren, reiſte ich, im Jahre 1817, mit einem jungen Dänen, der einen ältern Freund als Begleiter zu haben wünſchte, wieder nach Paris und durch Deutſchland. Dieſe Reiſe habe ich in zwei Bändchen beſchrieben, und ſie iſt von Herrn Lotz deutſch überſetzt. Ich ſah auf dieſer Reiſe die Frau von Stael zum letztenmale, machte des trefflichen Schellings Bekanntſchaft in München, und hatte das Glück, ſeine Freundſchaft zu gewinnen. Auch Rückert mit dem hellklingenden, morgenländiſchen Glockenſpiele, voll Zartheit und Kunſt, ſah ich in Stuttgart, er ſchrieb mir in mein Stammbuch:

Digitized by Google

Gen Süden kam von nordſchen Meeres Sunde
Ein edler Vogel des Geſangs geflogen,
Der, wie er dän'ſche Luft hat eingeſogen,
So laut doch ſingen kann mit deutſchem Munde.

Es fühlte gleich ſich in der erſten Stunde
Mein Herz zu ihm entſchieden hingezogen;
Und iſt mir ſein's, wie meines ihm, gewogen,
So bleiben nun fortan die Zwei im Bunde.

Iſt er vom raſchen Flug zu ſeinem Norden
Nun heimgekehrt, und ich bin fern im Süden;
So ſoll des Raumes Trennung uns nicht ſtören.
Dazu iſt uns die Kunſt des Lieds geworden;
Die wollen wir ſo brauchen, ohn' Ermüden,
Daß Einer ſoll des Andern Nachhall hören.

In Wien erzeigte man mir große Güte, und nach meiner Abreiſe hat ſich da ein Club ſchöner Geiſter gebildet, der ſich mir zum Gedächtniſſe Ludlams Höhle nannte. Ich lernte hier den heitern Caſtelli, und die milde Caroline Pichler kennen; wie ich vorher der Thereſe Huber und der Amalie Helvig, geb. Imhof, Bekanntſchaft gemacht hatte.

In Berlin verlebte ich einige fröhliche Tage mit Tieck, Schleiermachern, Hoffmann, Fouqué, Arnim und Arndt. In Dresden ſah ich (wie in Wien,) meinen Axel und Walburg im Ganzen ſehr gut aufführen.

Kaum nach Hauſe gekommen, traf mich der Verluſt meiner theuren Schweſter Sophia, die lange an den Folgen eines Scharlachfiebers gelitten hatte; nur ihr kräftiger Geiſt konnte ſie einige Jahre noch am Leben erhalten.

Digitized by Google

Ich hatte ſchon früher alte Freunde verloren — Roſing, und D. H. Mynſter. Sie wurden an einem Tage begraben; ich folgte ihnen zum Grabe, und weihete jedem ein Gedicht.

Mynſter war unſer Hausarzt geweſen; mein kleiner William (nach Shakeſpeare ſo genannt,) hatte ein braunes Fleckchen auf dem Kinn; Mynſter hatte mir gerathen, dies von einem Wundarzte wegſchneiden zu laſſen. Als der Freund geſtorben war und noch im Bette lag, dachte ich an die ſympathetiſchen Mittel, von denen man mir viel geſagt hatte; ich dachte: Der Freund ſoll uns noch einmal trotz ſeines Todes helfen, nahm das Kind mit mir, und nach gegebener Erlaubniß, traten wir allein in's Todtenzimmer. Ich hatte dem Knaben nichts geſagt, er hatte noch keinen Todten geſehen, und wußte nicht, daß ein Menſch ſterben ſollte. — „Der gute Mynſter", ſagte ich, „er ſchläft! Komm, William, willſt Du ihn ſehen?" Das Kind trat ſchüchtern und langſam vor das Todtenbett; ich berührte das Fleckchen mit des ſeligen Freundes Finger, und wir gingen ſchweigend fort. — Erſt auf der Straße fragte mich William bedenklich: „Vater! warum war denn Profeſſor Mynſter ſo weiß im Geſicht?" — Ich beruhigte das Kind. Die Cur half aber nichts, und wir mußten nachher zu dem Meſſer des Wundarztes unſere Zuflucht nehmen, welches die kleine Unzierde ganz entfernte.

Die zwei Gräfinnen Schimmelmann und Münſter, geiſtreiche Frauen, die oft unterhaltende Cirkel bildeten, wo Kunſt und Poeſie das belebende Princip waren, ſtarben auch kurz nacheinander; eben ſo die zartfühlende Friederike von der Maaſe, Kammerfräulein der Königin, die mich mit ihrer Freundſchaft beehrte. Mein trefflicher Schwiegervater, der Conferenzrath Heger, mit dem ich im traulichen, täglichen Geſpräche ſo viele ſchöne Stun-

den verlebt hatte, entſchlief auch, früher, als wir es erwarteten. Seine Tochter, die herrliche Rahbek, folgte ihm ein Paar Jahre ſpäter. Mein eigner, rüſtiger Vater bekam in ſeinem neun und ſiebzigſten Jahre ein kaltes Fieber, wovon der gute Greis nicht hergeſtellt wurde.

Ich denke an Mozarts herrliche Töne:

> **Requiem aeternam, dona eis, Domine!**
> **Et lux perpetua luceat eis!**

eile aber, den Leſer aus dem Grabgewölbe zu bringen, in das ich gern und oft, voll theurer Erinnerungen, hinunterſteige. Denn ich habe mich ſchon ziemlich daran gewöhnt, mit oft zurückſchauendem Blick die fernere Lebensſtraße fortzuwandern. Doch ſchaue ich zugleich keck und ruhig in die Zukunft; dazu winkt mir die ſchöne, nie veraltende Muſe, Frau und Kinder; und ergebene Freunde machen mir auch die Gegenwart heiter und angenehm.

Denn mit meinen Collegen bei der Univerſität lebte ich ſtets im freundſchaftlichen Verkehr. Die Oerſtede, die Heger, Rahbek und A. Mynſter ſind mir immer die Alten, und in Carſten Hauch, Adolf Boye und Peter Hiorth fand ich kräftige Neue. Auch überzeugten mich, theils Briefe, theils Beſuche, theils litterariſche Aeußerungen, theils Erinnerungen von Schelling, Steffens, Franz Horn, Karl Immermann, Heine, Caſtelli, Willibald Alexis, Schottky, Zedliz, und Andern, daß ich noch Freunde in Deutſchland habe.

Die größte Ueberraſchung freundſchaftlicher Güte entzückte mich in dieſem Sommer (1829), auf einer kleinen Luſtreiſe nach Schwe-

den, wo meine ſcandinaviſchen Blutsverwandten mir ſo große Ehre erzeigten, und wo mir der herrliche Dichter Biſchoff Tegner im alten Dome Lunds, in Gegenwart des verſammelten Volks, die Lorbeerkrone auf's Haupt ſetzte.

Die Dichtungen, die ich ſeit 1810 herausgegeben habe, ſind folgende: Lyriſche Gedichte, Aly und Gulhyndy, Märchen; Faruk, Singſpiel; Stärkodder, Hugo von Rheinberg, Hagbarth und Signe, Tragödien; der Kanarienvogel, Luſtſpiel; Ehrlich währt am längſten, Idylle; Ludlams Höhle, dramatiſches Märchen; die Räuberburg, Singſpiel; Helge, Romanze und Tragödie; der Fiſcher, dramatiſches Märchen; Hroar in Leire, Erzählung; der Hirtenknabe, Idylle; Friedrichsberg, Cyclus lyriſcher Gedichte; Tordenskiold, Singſpiel; Robinſon in England, Schauſpiel; Erich und Abel, Tragödie; die Götter Nordens, epiſches Gedicht; die Inſeln im Südmeere, Roman; die Wäringer in Konſtantinopel, Tragödie; die Flucht aus dem Kloſter, Singſpiel; Hrolf Krake, epiſches Gedicht; Karl der Große, Tragödie; die Longobarden, Tragödie; das Bild und die Büſte, Singſpiel; die Uebereilung, Singſpiel.

Noch habe ich Goethes Götz von Berlichingen und Reineke Voß, Shakeſpears Sommernachtstraum, Otways Wayſe, und mehrere Singſpiele für die Bühne überſetzt. In der Schule, wo ich meine erſte Bildung genoß, habe ich eine Rede gehalten, und ebenfalls eine, als mein trefflicher Freund Thorwaldſen Dänemark mit einem Beſuch erfreute, und wir ihm zu Ehren ein Feſt bereitet hatten. —

Digitized by Google

Die meiſten jener obengenannten däniſchen Schriften wird man in dieſer Sammlung deutſch wieder finden. Man kann ſie keine Uebertragungen nennen, obſchon nur Correggio, die Inſeln im Südmeere und dieſe Lebensbeſchreibung gleich deutſch geſchrieben ſind; es ſind freie Bearbeitungen und oft verbeſſerte Umarbeitungen von des Dichters eigener Hand. Der Zwang, die Forderung, in einer anderen Sprache genau das ſchon Geſagte wieder zu geben, hat mir nie Feſſeln angelegt, weil ich ſelbſt der Dichter war. Oft hab' ich ein anderes Bild gewählt, manchen neuen Gedanken zugefügt, vieles verkürzt und zuſammengedrängt, auch manches verändert. Es iſt alſo gewiſſermaßen eine verbeſſerte Ausgabe, und dieſe deutſchen Umdichtungen ſind eben ſo original, wie die däniſchen Dichtungen.

Ich wage es alſo, mich auch einen deutſchen Dichter zu nennen, trete mit in Reihe und Glied der Uebrigen, und ſtelle mich des deutſchen Publikums Lobe und Tadel dar. Ich habe in dieſer neuen Ausgabe geſucht, meinen Schriften ſo viel Correctheit als möglich zu geben. Mehrere kleine Fehler und Fremdartigkeiten werden, des beſten Willens und allen Fleißes ohnerachtet, noch da ſein, für welche ich die Billigkeit um Verzeihung bitte.

Es gibt eine Art Aepfel, die man Borsdorfer nennt, ſie ſind ſaftig und wohlſchmeckend, ſehen gut aus, haben aber mitunter kleine, braune Flecken hie und da, woran man ſie gleich erkennen kann. In meiner Kindheit zeichnete ſich ein edler Geiſt, der verſtorbene Profeſſor Johann Clemens Tode, in der däniſchen Litteratur als Dichter und proſaiſcher Schriftſteller aus; weil er aber ein geborner Deutſcher war, ſo konnte er gewiſſe kleine Fehler nicht ablegen, woran man ſeine Geburt erkannte, ſonſt ſchrieb er die däniſche Sprache beſſer, als viele Eingeborne,

und war ganz in den Geiſt derſelben eingedrungen. Als nun einmal ein ſtrenger Kritiker dieſe Fehler rügte, verglich er ſelbſt ſeine Gedichte mit den Borsdorferäpfeln. Ich bediene mich gleichfalls im umgekehrten Verhältniſſe dieſes Gleichniſſes, und hoffe, bei edlen Deutſchen dieſelbige Liberalität zu finden, die ſeit langer Zeit in Dänemark mehreren ihrer Landsleute erwieſen iſt.

Digitized by Google

PROSPECTUS.

Die

Inſel Felſenburg,

oder

wunderliche Fata einiger Seefahrer.

Eine Geſchichte

aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Eingeleitet von Ludwig Tieck.

---

6 Bändchen, enthalten 2080 Seiten, oder 130 Bogen. gr. 16.

Elegant gedruckt auf feines Velindruckpapier. Zweiter Pränum.
Pr. 3 Rthl. 20 ggr.

Inhalt und Werth.

Die Geſchichte der Entdeckung der Inſel Felſenburg, die Beſchreibung des Landes, als eines zweiten Paradieſes, die Menge wundervoller Erſcheinungen auf derſelben, die ſich bis zum Romantiſchen erheben, gewährt einen unendlichen Reiz und feſſelt unwiderſtehlich den Leſer. Dies iſt auch die Urſache, warum dieſes Werk früher eine Lieblingslektüre aller Stände, und namentlich im nörd-

Digitized by Google

lichen Deutſchland ein Familienbuch wurde. In ganz Ober- und Niederſachſen, in den Seeſtädten fand es eine enthuſiaſtiſche Aufnahme, ja es ſoll ſich in den Städten, wie Amſterdam, Lübeck, Hamburg, Bremen, Roſtock, Leipzig u. ſ. w. eine lange Zeit das Gerücht verbreitet haben, daß, obgleich ſehr Vieles in der Inſel Felſenburg Erdichtung ſei, man doch von berühmten Kaufleuten, Banquiers und Seekapitains im Vertrauen ſehr gewiß erfahren habe, daß dieſes herrliche Land wirklich vorhanden ſei, und wer das Glück hätte, mit den geheimen Abgeſandten von der Felſenburg auf ſeiner Reiſe zuſammen zu treffen und zur rechten Stunde den Wunſch äußere, als rechtſchaffener Chriſt und ehrlicher Arbeiter ſich anzuſiedeln', der werde nach Leiſtung eines fürchterlichen Eides aufgenommen, eingeſchifft, und es ſei auf dieſe Weiſe ſein irdiſches Glück für immer gemacht. Hunderte von Familien-Vätern ſchätzten das Buch ſo hoch, daß ſie es nächſt der Bibel und dem Geſangbuche zu einem Familienſtück machten, das mit an die Söhne als Erbgut überging. Der erfahrene Meiſter gab ſeinem Sohne oder Lehrburſchen, wenn er die Wanderſchaft antreten ſollte, die Felſenburg zum Leſen, um ihn mit den Gefahren in der Fremde bekannt zu machen, und durch die vorkommenden Beiſpiele zu warnen. Und es darf in der Geſchichte der Romanen-Literatur nicht übergangen werden, daß, außer den Volks-Sagen, die Inſel Felſenburg und Meletaons Tugendſchule einen nicht unweſentlichen Einfluß auf die Bildung und Geſittung der Bürger gehabt haben.

Es ſind die ſtürmiſchen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, die unruhigen Bewegungen unter Cromwells Protektorat, die Kriege des Schweden-Königs Karls des zwölften, die Religionsumtriebe in Polen und Preußen, die muthvollen Unternehmungen der niederländiſchen Republik, in denen ſich das Leben der erzählenden

Digitized by Google

Perſonen bewegt, und deren Schickſale in irgend einer Verbindung mit den Zeitereigniſſen ſtehen. Auch fehlt nicht das Lieblingsthema der damaligen Romanen-Schriftſteller, die Schilderung der großen Leiden, welche gefangene und in türkiſchen Sklavenketten ſchmachtende Chriſten ausſtehen, die ſtandhaft ihren Glauben bekennen, in eine vornehme Türkin ſich verlieben, durch Hülfe derſelben ſich liſtig aus der Gefangenſchaft befreien, die Muhamedanerin bekehren und ſich mit ihr vermählen. Und das vielgeſtaltete Leben der Europäer in Oſtindien, des Vorgebirges der guten Hoffnung, die Canarien, die Inſel Helena, Amerika u. ſ. w. geben Stoff zu anziehenden Scenen. Die Entdeckung eines durch Verwilderung der Gegend lange verborgenen früheren Aufenthalts dreier Spanier auf der Inſel Felſenburg und die aufgefundene Biographie des letzten Bewohners derſelben, führen in die Zeiten Ferdinands des Katholiſchen zurück, und es fehlt nicht an ſchaurigen Geſchichten von Unglücklichen, welche in den unterirdiſchen Gefängniſſen der Inquiſition ſchmachten und endlich wunderbar aus ihrem Kerker befreit werden. Dies ſind die äußern Momente, welche den Lauf der Schickſale ſo vieler in dem Buche auftretender Reiſender, Abentheurer, Seefahrer, Krieger, Kaufleute und ähnlicher Menſchen beſtimmen, und durch trefflich ausgeſonnene Situationen, durch verſtändige Vertheilung und genaue Schilderung ein ſehr lebhaftes Bild in der Seele des Leſers erwecken.

Ludwig Tieck ſagt unter andern in der Vorrede:

„Aber eben weil dieſe treuherzige Chronik der Inſel, „und das Leben des Altvaters, ſo wie die Erzählungen der „Bewohner und Ankömmlinge, aus einer frühern naiven „Zeit herrühren, ſind ſie unſerer verwirrten und verſtimmten „Zeit von neuem, und mehr wie ſo vieles andre, ergötzlich „und lehrreich, ja ſie können für Manchen, der vor Al-

„wiſſen nicht aus noch ein weiß, wahrhaft erbaulich wer„den. Dieſer Autor (der Felſenburg), welcher zu jener Zeit „viele Bücher geſchrieben hat, zeigt eine vielſeitige Kennt„niß ſeines Zeitalters und des damaligen Wiſſens, auch „Chemie, Aſtrologie und die Goldmacherkunſt ſind ihm „nicht fremd, er hat die Menſchen mit ſicherem und ſchar„fem Auge beobachtet. Vorzüglich intereſſant ſind die man„nigfaltigen Lebensbeſchreibungen der Koloniſten, von de„nen faſt alle den echten Beruf eines Schriftſtellers be„urkunden.“

Und ſo, hoffen wir, wird die zeitgemäße Erneuung eines ſo ergötzlichen und ſtoffartigen Buches voll ſeltſamen Inhaltes, in welchem Laune und Witz, Schalkheit und Treuherzigkeit, Wunderbares und Phantaſtiſches, Natur und Geſchichte ſo innig verſchmolzen ſind, ein neues günſtiges Publikum finden, und der gebildeten Leſewelt unſerer Zeit eine willkommene und erfreuliche Erſcheinung ſein!

Buchhandlung *Josef Max* &. *Komp.*
in Breslau.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google